

Wir wollten alle den Tod aufhalten

Wie viel Erde braucht eine Katze? Magda wollte ihren toten Kater in Mutters Garten begraben, und Mutter regte sich darüber furchtbar auf, denn Magda liebte Mutter und den Garten, aber Mutter liebte Magda nicht und wollte kein Katzengrab am Birnbaum, oben an der gelben Mauer: wie Magda es sich ausgedacht und ausgemalt hatte, seit der Kater, gar noch nicht alt, in der Mitte des Lebens stehend, krank, sein Fell matt geworden war und er mit herunterhängendem Schwanz zwei Tage durch Magdas Münchner Wohnung geschlichen war und überall hingekotzt hatte. Dann war er gestorben. Mutter wollte keine Kadaver in ihrer Erde, aber wie so oft bei ihr war dieser Hauptgrund und verständliche Wunsch nur vorgeschoben - ein anderer hätte sie leicht herumgekriegt - und deckte einen Hexenkessel von Gefühlen und Vorurteilen zu; an erster Stelle stand dabei, dass Magda aus München mit der Leiche in der Tupperbox abgeholt werden wollte - das waren immerhin fast vierhundert Kilometer: eine extravagante Dummheit von der Sorte, über die Mutter sich nicht beruhigen konnte; Dinge, von denen sie immer wieder zu reden und zu schimpfen anfangt: die Zeit verschwendeten, Geld kosteten, für Mutter, die nie Zeit, für das Nützliche nie genügend Geld gehabt hatte, Sünden, die zack! den Tod auf dem Scheiterhaufen mindestens verdienen - wenn Mutter was zu sagen hätte. In dieser Verdammung weiblichen Müßiggangs steckte: die Empörung darüber, dass jemand ein Tier wie einen Menschen behandelte, eine Frau egoistisch das eigene Kind vernachlässigte und ihre Gefühle der Katze schenkte und, schlimmer noch: Ansprüche stellt; und hinter diesem Zorn wieder und tiefer im Kessel, in dem simplen, den Verstand raubenden "Ich mag sie einfach nicht. Basta!" (was es noch gab: "Ich mag nicht. Ich will nicht, weil ich nicht will") verbarg sich die Geschichte, die allen bekannt war, ohne dass jemand sich erinnern konnte, sie je erzählt bekommen zu haben - es gehört sich schließlich nicht, solche Geschichten - wenn es eine Geschichte, das heißt ein Geschehnis, das in der Vergangenheit stattgefunden hatte, mit handelnden Personen, überhaupt war - zu erzählen: dass Magda nämlich, in ihrem sechsunddreißigsten Lebensjahr und geschieden, den eigenen Neffen, Uli, Bernhards Sohn, verführt hatte, zu dem Siebzehnjährigen in einer Nacht - einer Sturmnacht allerdings im Herbst - ins Bett geschlüpft war, während Bernhard damals schon schwer alkoholkrank war und bald darauf sterben würde - im Delirium, Gott sei Dank, wusste er gar nicht, dass es der Tod war, was da kam. Seine Frau hatte ihn schon Jahre vorher verlassen, um einen

Reicheren zu heiraten, der ihr einen Sportwagen schenkte. Uli verschwand später. Er ging zur französischen Fremdenlegion und wurde von Interpol gesucht, und das sei kein Wunder, hieß es.

Magda, Ursulas Schwägerin, war nicht die Einzige aus dem Fleischmann-Clan, über die Mutter auf das Niederträchtigste herzog hinter ihrem Rücken, während sie ihr ins Gesicht hinein freundlich tat, mit ihr plauderte und hilfsbereit war. Sie heuchelte nicht, sie meinte es ehrlich, und da war weiter nichts dabei. In ihrer Seele lagen die Gefühle nebeneinander, und die Gewohnheit, eins davon Heuchelei und Verstellung oder einfach Lüge zu nennen, ist gedankenlos und Zwang zur Vereinfachung. Weder Kurt, ihren Schwiegersohn, Ursulas Mann und Pleitier, noch seine Brüder Bernhard und Hermann mochte Mutter leiden, und sie hasste leidenschaftlich die Mutter der vier Geschwister, die achtzigjährige Meta Fleischmann, die nymphomanisch war und noch dazu: weit gereist. Nicht der alte Herr Fleischmann war, sagte Mutter, der Vater von Kurt, sondern ein italienischer Liebhaber, sagten die Leute, ein Neapolitaner, der seiner Geliebten heimlich in den Norden gefolgt war und an die Tür des größten und schönsten Bürgerhauses im Städtchen geklopft hatte an einem Spätnachmittag, als im Mai, im Juni die Stille von der Au heraufkroch und sich wie ein Fleck auf einer weißen Schürze über die Dörfer und Marktstädte ausbreitete. Der kleine Italiener, wie es damals heiß, wurde vom Bürgermeister und Bäckermeister Fleischmann und dessen Tante, dem damals schon uralten und immer älter werdenden Fräulein Fleischmann, als Kuriosum und Abwechslung willkommen geheißen und mit Sülze und Bratkartoffeln bewirtet. Aber warum war er gekommen? Meta war schwanger; es war ihr übel, und sie ließ sich verleugnen und schrie und weinte, dass sie nicht wisse, warum der Besucher, der sonst kein Deutsch sprach, ihren Namen nannte, und so, weinend und schreiend, wie es zeitlebens ihre Masche war, meinte Mutter, verleugnete sie den Geliebten, und Gott sei Dank scheiterte eine mögliche Aufklärung, wenn überhaupt jemand an der Durchdringung von Metas Geschrei interessiert war, an der Sprachbarriere; der olivbraune Jüngling wurde vom Fräulein mit Proviant versorgt und von Fleischmann zum Bahnhof kutschiert, der ihm auf dem Weg dorthin - hier gingen die Meinungen auseinander: es gab eine starke Fraktion, die von Verleumdung und Lüge sprach - eine solide Abreibung verpasste, damit es ihm nicht

einfiel, wiederzukehren. Der junge Mann kehrte nicht wieder. Und Kurt war zwar kein Männchen wie Metas italienisches Abenteuer, aber rotgesichtig und dick wie die übrigen Fleischmanns war er auch nicht; sein Haar war schwarz, und im Spätnachmittagslicht ging der Ton seiner Haut ins Braune, ja Olivfarbene. Wo Meta noch überall gewesen war: Einmal fuhr sie durch China mit der Seniorengruppe im Reisebus, in dem die Alten eng lagen, aufgereiht wie Trockenfische; in China fotografierte sie vor allem Berge und die Chinesische Mauer. In jüngeren Jahren war sie nach Südeuropa und Tunesien gereist, und kurz vor ihrem Tod erlebte sie Abenteuer in der Transsibirischen Eisenbahn - sie war, wie es hieß, ein zähes Huhn. Andererseits war Mutters Hass gegen die Bäckermeisters ganz allgemein; ein Hass auf solche, denen es besser ging; bürgerliche Familien, bei denen Überfluss herrschte, im Hausrat alles doppelt vorhanden war und wo sich in den Kommoden das Leinzeug stapelte in solchen Mengen, dass es verschimmeln würde, würde es nicht einmal im Jahr nach draußen zum Lüften in den Hof, in die Sonne gebracht, an die Leine gehängt, über Johannisbeersträucher gebreitet - denn gebraucht wurde es gewiss nicht, sagte Mutter.

Beim Katzenbegräbnis weinten Ursula und Magda, als gäbe es kein Morgen; später erklärten beide: Sie wüssten nicht, was in sie gefahren war.

Ajaccio

Natürlich erlebte Uli in der Fremdenlegion braun gebrannte Abenteuer und überstand Gefahren. In Ajaccio zum Beispiel, im Sommer: Uli hatte mehrere Liter bitteren jungen Wein getrunken, was - im Verein mit der Sonne - ihn in einen Rausch versetzte: mit seinem Kameraden Eduard lief er die heiße Straße am Stadtrand entlang - es war in der Mittagszeit, mit jedem Schritt stießen sie die verzerrten Schatten ihrer Körper zu ihren Füßen voran -, Uli lachte hysterisch, schlang, hin und wieder stehen bleibend, im flimmernden korsischen Staub beide Arme um den Leib, was ihm leicht fiel, denn er war schlank und dünn, und schlank und dünn war auch Eduard, ein Verbrecher und heimtückischer Mörder, der, wurde erzählt, auch schon in Venezuela angeheuert hatte, um Dinge zu erledigen, die zu erledigen waren (auch Uli verschlug es später ja nach Mittelamerika), zu der Zeit aber auf Korsika als Ausbilder tätig war und dessen Markenzeichen es angeblich war, Opfern lebendigerweise Finger

abzuhacken, um die Knöchelchen zu sammeln und daraus Halsketten aufzufädeln - Märchen und Dummheiten, sagte Uli dazu, oft aber waren er und was er zu sagen hatte, nicht mehr zu hören, nachdem er sich in der Welt verloren hatte.

In Ajaccio, auf der Straße zu den Nutten, waren Eduard und Uli noch lange nicht stockbesoffen, wie es - trotz der Leiden dann am späteren Abend unter dem Grillengezirp und, Jesusmaria, am nächsten Tag - wünschenswert gewesen wäre; sie waren lustig und verschluckten sich, als sie über Joseph, einen in ihrer Baracke, lachten, der ein Männchen war und alles tat, was man ihn hieß, und sich für vieles eignete, und prusteten und grunzten wie magere korsische Schweine auf dem Weg ins Bordell, wo sie beide eine Feste hatten, Carmen eins und Carmen zwo, die beide so weder hießen noch aussahen, vielmehr war Carmen eins eine große Blonde mit kleinen Brüsten und einem großen Hintern, während Carmen zwo auch blond war und klein mit dickem Busen und kräftigen Oberarmen - so oder so Fett und Honig für die vom Alkohol und von der Sonne ausgetrockneten Legionäre.

Uli, der abenteuernde Neffe von Magda und Bernhards Sohn, der inzwischen längst in einem Baumhaus auf einer Insel lebte oder auf den Ozeanen Schiffe stahl oder nach Smaragdfunden zum Millionär geworden war, hatte diese Geschichte, die ja noch schlimm weitergehen würde, gewiss nicht erzählt, denn er war ein Schweiger vor dem Herrn, und wann hätte er sie erzählen sollen, da er weggegangen war und nicht wiederkam?

In Ajaccio aber war es an diesem Mittag beinahe um ihn geschehen, denn er wurde zusammen mit Eduard von einem korsischen Separatisten, Nationalisten und Terroristen, der vielleicht gegen Legionäre oder gegen die Legion auf der Insel an sich etwas hatte, entführt und gefoltert und beinahe ermordet, von einem einzigen separatistischen Terroristen, der die beiden alle denkbaren Kampftechniken beherrschenden Soldaten offenbar ohne große Schwierigkeiten überwältigte, in die korsischen Berge verschleppte, hoch hinauf, wohin nicht einmal mehr Schafe zum Weiden getrieben wurden, wo es voller Ziegenkötteln höchstens einen Ziegenpfad gab, sonst nur Steine, und sie dort drei oder vier Tage - eine Woche, hieß es auch - in einer Höhle gefangenhielt. Er ernährte sie mit Ziegenmilch, die nach Mist schmeckte, und Ziegenkäse. Brot gab es keines. Zwei Soldaten, die ausgebildet waren, auf Überrumpelung und Angriffe jeglicher Art schnell und sogar tödlich zu reagieren,

hatten sich so ohne weiteres überrumpeln lassen, dass der Korse selbst wenig Vertrauen in seine Tat hatte - was wollte er auch erpressen, an wen Forderungen stellen?, interessierte sich die französische Regierung etwa für zwei magere Galgenvögel? -; nachdem er sie jedenfalls vier Tage oder eine Woche lang mit seiner alten Maschinenpistole in der Höhle bewacht und mit Käse und Milch gefüttert hatte, sodass sie, durch Bauchkrämpfe und Durchfall geschwächt, ganz wehrlos geworden waren, verschwand er und tauchte nicht wieder auf.

Es war Herbst, der Regen war kalt zu der Zeit, als Magda ihren Kater im Garten begrub, und also die Hitze unvorstellbar, in der Uli und Eduard sich an den Abstieg machten, hungrig und vorsichtig, denn der Irre konnte jeden Moment hinter einem Felsen hervorspringen mit der antiken MP in den Händen und auf sie schießen, nicht wie zu Beginn der Entführung über ihre Köpfe weg, sondern dass er sie töten würde wie Wachteln oder Kaninchen; unvorstellbar die Bläue des Himmels, der Gestank des Mittelmeers, der niemals wich.

Mutter glaubte fest, dass Uli aufgrund der Nachstellungen seiner nymphomanischen Tante in die Fremde gegangen war, dass Magda ihn vertrieben hatte, und stand mit dieser Überzeugung nicht allein da in der Familie, in der das Wort "nymphomanisch" oft ausgesprochen wurde - von den einen kichernd-neidisch, unheilvoll von anderen -; eins dieser Wörter, die im immer gleichen Menschenkreis die immer gleichen Reaktionen hervorrufen, ein Stammeln bei der Schwägerin, ein Räuspern bei den Onkeln, Wörter, die ihre gleichförmigen Bahnen ziehen über Jahre und über Jahrzehnte hinweg.

Zur Beerdigung von Dr. Petschau ging Mutter trotz alledem und obwohl sie sich sonst, wie sie sagte, nicht verpflichtet fühlte, Krokodilstränen zu weinen am Begräbnis von Leuten, die sie nie gemocht hatte und die wie im Fall von Dr. Petschau - da braucht man sich nichts vorzumachen - auch kein anderer je gemocht hatte - zu diesen falschen Fünzigern gehöre sie nicht, sagte Mutter. Sie ging trotzdem zu Petschaus Beerdigung, denn er sei ein guter Arzt gewesen und sie wisse, was sich gehöre, und jetzt sei Schluss mit dem Gerede, Ende der Diskussion, sie mache, was sie für richtig halte, und sei niemandem Rechenschaft schuldig, Punktum, und überdies verdonnerte sie Bruno und Richard, die Daheimgebliebenen - denn Uli Fleischmann, der immerhin dieser hochnäsigen, heruntergekommenen Familie entstammte, von der anderes nicht zu erwarten war, war nicht der einzige Verlorene, auch Manfred, unser Nesthäkchen, war ausgerissen und verloren gegangen -, verdonnerte ihre beiden in ihrer Nähe gebliebenen Söhne dazu, sie auf den Friedhof zu begleiten.

Doktor Petschau war Morphinist und stammte aus Polen, von wo er mit dem Leiterwagen, als junger Mann auf dem einzigen verbliebenen Federbett liegend und den Holzkoffer bewachend, gekommen war, während seine Eltern den Leiterwagen zogen. Als junger Mensch war er mit der Flüchtlingsflut, mit dem Leiterwagentreck aus dem Osten gekommen, wo die Deutschen von den Russen und den Kommunisten verfolgt und ihres Besitzes beraubt wurden. Sodass diese armen Menschen, die so viel Leid erfahren hatten, hieß es in den Dörfern rings, nichts besaßen außer den Kleidern am Leib und vielleicht noch einen hölzernen Koffer oder eine Bettdecke, sagten die Bauern und eingesessenen Dorfbewohner, und noch Jahrzehnte nach dem Krieg war die Erbitterung spürbar, und in den Augenfalten, in den Mundwinkeln saß der Hass gegen die Neuankömmlinge, die nichts mitbrachten und nicht weiterzogen, daherkamen und haben wollten. Dr. Petschau war Arzt für den ganzen Kreis - nur bei ungewöhnlicheren Krankheiten fuhren die Leute zum Facharzt in die Stadt -, und dass er morphiumsüchtig war, hatte einen Grund; der Grund war ein unaussprechliches Geheimnis, und zwar, sagte Mutter, immer wenn die Rede auf Dr. Petschau kam, zu uns, als wir noch mit nackten Beinen durch den Garten liefen und über die Hügel hinter dem Dorf, und all die Jahre darauf bei Geburtstagsfeiern und Familienzusammenkünften sagte Mutter, das Geheimnis des Doktors hänge mit einer Sache zusammen, die auf der Flucht passiert sei, und dabei, fügte Mutter jedesmal

hinzu, stammten die Eltern gar nicht aus Polen, sondern sie waren Deutsche aus Bosnien, die erst wenige Jahre davor nach Polen umgesiedelt worden waren - wie es unter den Nazis zugeht -, auf der Flucht sei die Sache mit dem Vater von Dr. Petschau passiert.

Das Geheimnis (1)

Als sie sich endlich niederlassen durften und wieder siedelten, ruhte Mutter Petschau sich eine Stunde aus und machte sich dann daran, nicht nur die kleine Familie, das heißt sich und den Sohn, denn der Vater war nicht mehr dabei, über die Runden, sondern Hansse, wie sie den Jungen, für die Gegend untypisch, nannte, durchs Studium zu bringen. Nicht zufällig hatte sie auf der Flucht die Familie in einer Schar untergebracht, die sich vom Gros derer, mit denen zusammen Petschaus aufgebrochen waren, abgesondert hatte und auf clevere Weise weiter- und anderswo ankam; noch bevor der Krieg zu Ende war, hatte die Mutter den schwächlichen Ehemann und den Bengel, der kein Kind mehr war, etliche Male aus Gefahren und vor dem Neid der Schicksalsgefährten gerettet, und da sei es nicht verwunderlich, sagten Nachbarn - wer weiß, wie solche Schlussfolgerungen selbst bei den Vernünftigen hier zustande kommen -, dass sie, die alte Frau Petschau, aus dem Jungen, der wie der Vater schwach und eher dumm gewesen sei, einen Doktor und Arzt machen wollte und jeden niederringen würde, der sich ihr in den Weg stellte. Als Arbeiterin in der Porzellanfabrik und ihre zahlreichen Talente als Köchin, Putzfrau und Krankenwärterin zur Verfügung stellend, um Geld nebenher zu verdienen, kämpfte sie unermüdlich; der Junge war endlich fort an der Universität; Witwenrente bekam sie nicht.

Das Geheimnis (2)

Immerhin war es Sommer. Hansse hockte auf dem Sack mit dem Bett, hütete den Holzkoffer und rauchte heimlich eine vertrocknete polnische Vorkriegszigarette, die Veit, der geistig zurückgebliebene Sohn der Wertmüllers, ihm geschenkt hatte. Woher sie wohl herhatte? Dass sein Sohn nicht richtig im Kopf war und behindert, war vom Kaufmann Wertmüller und seiner Frau jahrelang erfolgreich verheimlicht und hingedreht worden; die Nachbarn und Kunden wurden mit goldenen Worten und

Geld eingeschworen, und Veit reiste mit ihnen ... An diese Dinge dachte Hansse in der Sonne nicht, eher an Lisa, Veits Schwester, die ein obszönes Liedchen auswendig wusste, und danach dachte er an gar nichts: nicht übel, so ein Leben, obwohl er Hunger hatte; die Eltern waren mit den anderen wegen eines Quartiers in die Stadt gelaufen und hatten ihn als Hüter der Habe zurückgelassen.

Mutter deutete an, und zwar mit einem Seufzer und einem Kopfschütteln, um zu sagen: Ich weiß, was ich weiß; und wenn das Gespräch auf ihre Schwägerin, unsere Tante Anna, kam, die ihr vor vierzig Jahren schlimme Dinge angetan hatte und der sie nie verzieh, schüttelte sie auch die Faust. Nach solchen Einleitungen sprang sie gleich zum Schluss und zog Bilanz. Nun, sagte Mutter beim Möhrensicheln, jedenfalls kam der Mann nicht mit, als die alte Frau Petschau nach Sonnenuntergang wieder beim Leiterwagen eintraf, und in dieser Nacht fielen Bomben auf die Stadt, obwohl es sich um eine kleine und zivile Stadt gehandelt habe mit Dom und voll von Flüchtlingen, sagte Mutter, und am nächsten Tag zog ein anderer mit am Leiterwagen: Später dann saß man ganz vornehm auf dem Lastwagen, fügte Mutter immer giftig hinzu, und was sie gern wissen würde: wie die alte Petschau nach dem Krieg damit durchgekommen sei. Der Mann sei bei einem Bombenangriff verschollen, habe die Petschau ein für alle Mal erklärt, und dann spreizte Mutter die Finger der rechten Hand und packte mit der linken den Daumen: Erst verschwand der Vater, sagte sie und packte den Zeigefinger, dann kamen die Engländer. So sei es gewesen. Das reime sich nicht mit den Geschichten der Frau Petschau. Wie Mutter das alles wusste! Dr. Petschau war als Arzt eine Respektsperson und jedenfalls morphiumsüchtig - wahrscheinlich hatte er sich nie richtig eingelebt und schlief nachts schlecht.

Wie immer saß Richard, der Rastlose und Vernünftige, auf dem Boden, halb liegend, und rauchte und trank Bier aus der Dose, ruhig - er war gekommen, um schlechte Nachrichten zu bringen; er kam immer, wenn es schlechte Nachricht gab: meistens von Manfred, der sich in Paris wieder einmal verliebt hatte, der kein Geld hatte und aus dessen zahlreichen Plänen Katastrophen wurden (er ging von einem Plan zur nächsten Katastrophe): immerhin, tröstete Richard, arbeite Manfred zur Zeit als Hilfsbäcker, soweit er das richtig verstanden habe, da ihm die Fotografie noch immer keine Anerkennung geschweige denn Geld einbrachte. Von allen gebe es Neues, auch

von Mutter, sagte Richard, der immer etwas Neues wusste, aber eigentlich wolle er heute etwas von Ursula und Kurt mitteilen und von einer Katastrophe berichten - obwohl, fügte Richard hinzu, was er jedes Mal hinzufügte, jede Katastrophe und schlimme Geschichte, die Ursula und Kurt erlebten und durchzustehen hatten, verglichen mit dem Konkurs und dem Zusammensturz eine Kleinigkeit sei und fast schon wieder ein Bergaufgehen, meinte Richard, der Philosoph. Auch er hatte mit dem Fleischmanns Erfahrungen gemacht, wovon er aber nie sprach; es war eine nur seitwärts bekannte Sache, und Mutter erfuhr erst spät von ihr: natürlich Wasser auf ihre Mühlen.

Der flotte Dreier

Das Wort vom flotten Dreier allerdings war nicht neu; wie "nymphomanisch" hatte es eine so lange Halbwertszeit, dass sein Gebrauch praktisch nicht seltener wurde und die Art und Weise, wie es ausgesprochen wurde, sich, wenn überhaupt, nur unmerklich veränderte. Die Reaktionen auf das Wort und die Sätze, die es auslöst sind immer die gleichen, die Geschichten, die in einer kleinen Firma kursieren und neuen Kollegen erzählt werden, das Repertoire von Vereinen und Dorfgemeinschaften, soweit es die noch gibt, und von Familien werden im Lauf der Zeit kaum abgewandelt und nur allmählich vergessen - und wenn ein Mitglied gegen die Regel verstößt und anders reagiert als vorgesehen auf ein Stichwort, wird es sofort darauf aufmerksam gemacht und verspottet; Abweichungen sind also selten. Richards Fleischmann-Erlebnis war eine Flotte-Dreier-Geschichte und dass sie überhaupt bestand und für wahr gehalten wurde, könnte am allgemeinen Trübsinn und dem Missmut, der sich zu der Zeit ausgebreitet hatte und wie Sommersmog über der Familie hing und die Neugier dämpfte, gelegen haben.

Richard saß wie immer mit angewinkelten Beinen auf dem Fußboden, rechts das Bier, links der Aschenbecher; er zog an seiner Zigarette, paffte hastig; der Aschenbecher war voll von halb gerauchten und dann ausgedrückten Zigaretten. Richard war ein Sonntagsraucher, der das Rauchen nicht richtig konnte und sich die Gesundheit für nichts und wieder nichts ruinierte - was ihn nicht davon abhielt, abends mit frischem Enthusiasmus zu rauchen und Bier aus der Dose zu trinken, was er auch nicht besser

konnte; doch so ausgerüstet und auf den blanken Dielen hockend, hielt er durch und berichtete: Manfred hatte sich in Paris verliebt und war darüber in eine Drogengeschichte geraten: Schwager Kurt war krank: Mutter regte sich immer noch über Magda auf und neuerdings auch wieder über Tante Anna: uralte, versunkene, vergangene Dinge, nur für Mutter waren sie so lebendig und hell wie an dem Tag, an dem sie sich ereignet hatten.

Was in München passiert war: Da Ursula, unsere Älteste, nicht imstande war, irgendwo allein hinzugehen, etwas allein zu tun, hatte sie Richard mitgenommen nach München, um ein Konzert von Bruce Springsteen, der auf Deutschlandtournee war, zu besuchen. Ursula war ein Fan von Springsteen, und sei wolle sich, sagte sie zur Überraschung aller (Springsteen, was zum Teufel) nicht entgehen lassen. Die hochgezogenen Augenbrauen schienen ihre Entschlossenheit zu festigen: Richard aber musste mit. Trotz der hohen Eintrittspreise also fuhren Ursula und Richard, der sich aus Musik nichts machte und lieber Karten spielte - Schafkopf oder sogar Watten -, nach München zum Bruce-Springsteen-Konzert. Aber sie schafften es nicht ins Olympiastadion! Ursula hörte Bruce Springsteen nicht singen, und Richard musste sich nicht - trotz Ohropax - stundenlang quälen, und dieses Nichts, dieses Ins-Wasser-Fallen, entstand daraus, dass sie bei Magda und ihrem neuen Lebensgefährten übernachteten.

Der Lebensgefährte schenkte Ursula und Richard, gleich nachdem sie zur Tür hereingekommen waren, weißen Rum ein, aus Jamaika, sagte der Lebensgefährte, der Schani, wie Mutter ihn nannte, wie sie alle Lebensgefährten Magdas nannte, und noch ehe sie Magda begrüßen konnten, die mit frischen Locken vom Friseur nach Hause kam, hatten sie jeder drei Gläser Rum getrunken. Dann tranken sie mit Magda Champus. Ursula kicherte. Der Lebensgefährte hatte einen mit wenigen Strähnen bedeckten kahlen Schädel und einen Zauselbart und entsprach gar nicht dem Bild vom Autohändler mit öligem Haar und Goldkettchen, offenem Hemd, wie Vater einen Schani immer beschrieben hatte, wenn er einen Mann Schani nannte, und Mutter es von ihm übernommen hatte; der Lebensgefährte war tatsächlich Erdkundelehrer und trotz seiner Hässlichkeit und eines Spitzbauchs ein Schwarm der Frauen und seinerseits ein Schürzenjäger, hatte Magda vor einiger Zeit Ursula und Mutter anvertraut auf einem ihrer Überraschungsbesuche, die sie liebte, und da Magda

Mutter bewunderte, sie aber nicht zu lesen verstand, in hundert Jahren nicht fähig sein würde, Mutter richtig zu deuten, plapperte und zwitscherte sie von ihrem neuen Mann und wie verliebt sie in ihn sei und wie kolossal er seinerseits im Bett, und merkte trotz warnender Fußtritte von Seiten Ursulas nicht, wie Mutter immer wütender wurde, zum Herd lief und im großen Topf den Aprikosenmarmeladenbrei wütend umrührte, alles hinunterschluckend, wie sie sich bei uns häufig beklagte, jeden Zorn in sich hineinfressend, wie sie sagte. Nach dem Sekt tranken der Lebensgefährte und Richard Bier und Kurze, Magda und Ursula tranken Weißwein; irgendwann aßen sie gegrillte Rippchen und Kartoffelsalat; Bruce Springsteen hatte zu spielen angefangen.

Ursula kicherte nicht mehr, sondern rülpste; um ihren Körper hatte hilfsbereit der Lebensgefährte seinen Arm geschlungen. Mit fuchtelnden Gesten erläuterte Richard Magda seine Theorie, wie die Leute, die so genannten kleinen Leute, das Lügen gelernt hätten und sich aufs Lächerlichste die bürgerliche Heuchelei überstülpten - meinte Richard; er war der Einzige von uns, der sich mit Vaters Familie gleich sah, einem Stamm kerniger Sozialdemokraten, Angehörigen einer Arbeiteraristokratie, die, solange es in der Gegend noch Arbeit gab, stolz waren, die Arbeit gut zu machen, und ihre Würde wahrten - je härter die Arbeit, desto größer die Würde. Von diesen die Schlimmste, wiederholte Mutter hundertmal zu Richards Ärger, sei Tante Anna, die Willy-Brandt-Wählerin und Vaterlandsausverkäuferin - was immer es war, was Tante Anna Mutter angetan hatte in den frühen Fünfzigerjahren, als Vater noch in russischer Kriegsgefangenschaft saß -, Tante Anna, mit der Mutter dennoch in guter Nachbarschaft lebte, so Mutter, denn sie sei niemandes Feind. Magda, die in den letzten Jahren immer großbusiger geworden war, rutschte weiter nach vorn, bis ihre Knie Richards Knie berührten - und so fort. Hinter ihr lag der Kater, der damals noch lebte und gesund war, aber deprimiert, weil sein Frauchen, Magdas magersüchtiges Töchterchen Ines nicht zu Hause war. Ursula und Richard hatten nicht nach Ines gefragt, so schnell waren sie betrunken und im Rausch. Dabei war Richard in Ines verliebt. So wie davor ihr Cousin Uli, der im gleichen Alter wie Richard war, in sie verliebt gewesen war - Uli war zu der Zeit aber schon für die chilenische Regierung als Berater tätig.

Im großen Haus, als das alte Häuschen am Graben zu klein geworden war, lebten Mutter und Vater und die Kinder: Richard, Ursula und ich, Bruno und Manfred. Manfred heiratete und wurde Vater, als er selbst fast noch ein Kind war; dann ging er weg. Ursula hingegen verbesserte sich, wie allgemein angenommen wurde, mit ihrer Heirat. Vater starb. Im Garten stand ein Birnbaum, ein Pflaumenbaum, zwei Kornäpfel; es wuchsen Johannisbeer- und Stachelbeersträucher; neben den beiden Erdbeerbeeten war zwischen dunkelgrünen Balken eine Schaukel aufgehängt, die Vater selbst betonierte und gebaut hatte. Mutter zog Möhren, Kletterbohnen und Weißkohl, später Gurken, die über den Boden rankten. Zusammen mauerten Vater und Mutter die Umrandung für das so genannte Frühbeet; zugedeckt wurde es mit einer Plexiglasscheibe in einem Holzrahmen und so die Wärme festgehalten. Vor seinem Tod hatte Vater begonnen, vor dem Haus neue Steinplatten zu verlegen, er war damit nicht fertig geworden.

Besucher kamen, wie es üblich war, unangemeldet und saßen mit im Schoß verschränkten Händen in der Küche oder vor dem Haus, während Mutter weiterarbeitete. Nicht gab es bei Mutter: wie bei den Tanten den organisierten nachmittäglichen Kaffeeklatsch mit Torten, für den das Haar frisch gelegt wurde; auch nicht, als dieser Brauch anfang, dass man abends zusammensaß bei Bier und Schnaps. Dafür war das Geld nicht vorhanden, zu wenig Freundschaft und keine Gesprächslust. Mutter hielt nichts von der Lebensart der Dorfbewohner! Sie hielt die Leute für primitiv einerseits und andererseits für verschlagen; die Familie musste sich selbst genügen (das wirkte sich natürlich auf alles Spätere aus).

In einem Sommer lag Bruno auf der Bank hinten an der Mauer und las "Robinson Crusoe" für Kinder. Hinter der Mauer, hinter seinem Kopf leuchtete frisch geweißt das Transformatorhäuschen des Dorfs mit dem Blitz auf einem Schild: "Vorsicht, Hochspannung!" Ich spielte mit Ursula, die in den großen Ferien nach Hause gekommen war; sie warf Manfred und mir den Ball zu. Sie war viel älter als wir und legte, sooft sie da war, Wert darauf, uns zu erziehen. Ich versuchte eifrig, die Bälle aufzufangen, während Manfred sich nicht kümmerte und mit ausgebreiteten Armen über den Rasen segelte und brummte. Ursula rief: Fang auf, fang auf!, aber Manfred lief lieber zum Haus, um gegen die Mauer einen Handstand zu versuchen. Mutter rief vom Blumenbeet, wo sie kniete und jätete, aufzupassen mit dem Ball. Vor dem

Schuppen hatten Vater, der die Zeit am Wochenende nutzte, und Richard die Werkzeuge ausgebreitet, um sie zu begutachten und Ordnung hineinzubringen. Sie standen mit ernsten Gesichtern und berieten sich: Richard war beinahe schon erwachsen. Lufterschütternd zog über den dunkel strahlenden Himmel ein Düsenjäger. Alle sahen hoch und lachten, und die Münder bewegten sich, denn alle wollten deutend etwas erklären. Doch der Lärm war zu groß, und es war nichts zu verstehen.

Der Fleischmann-Konkurs (1)

Mutter verstand natürlich nichts von ökonomischen Gesetzen, vom Markt und den Entwicklungen, die der Einzelne nicht aufhalten konnte, von Zusammenballungen und Monopolbildungen, von denen der Kleine, selbst wenn er sich in den Weg zu stellen versuchte und sich Gegenstrategien ausdachte, das heißt modernisierte und sich umstellte, den neuen Gegebenheiten anpaßte und neue Maschinen kaufte, veränderte Kundenwünsche berücksichtigte und sich weiter verschuldete, selbst wenn er dies alles einmal und ein zweites und drittes Mal machte - und das kann über Jahre gehen, nur dass die Kreise immer kleiner werden und der Tanz immer schneller wird - , aufgefressen und von der Erde vertilgt wird. Von all dem hatte Mutter trotz aller Wissensvermittlung durchs Fernsehen keine Ahnung: Durch harte Arbeit und Sparsamkeit würde es wieder bergauf gehen, glaubte sie und kaufte dabei mit sturer Leidenschaft in den neuen Einkaufsmärkten am Rande der Stadt, in den Super- und Großmärkten, den Paradiesen zwischen den Dörfern, auf den Feldern ein; die überhaupt bei der Bevölkerung mit ihren Hallen voll Limonaden und Bieren beliebt waren, bei den bäuerlichen Familien, soweit es sie noch gab, genauso wie bei den Siemens-Arbeitern und all denen, die keine Arbeit hatten, und den Älteren, die als Selbstversorger höchstens Hühner oder einen Karnickelstall besaßen. Dass alles so preiswert war: sogar Gartenmöbel und Kinderbekleidung, und alles unter einem Dach: Blumen und Eisenwaren, und dass unter der Glashaube der Käse sauber leuchtete! Obwohl das Käseessen in der Gegend tatsächlich eine junge Tradition war. Zwar war Milchvieh, als die Landwirtschaft noch funktionierte, eine Haupteinnahmequelle, und jeden Morgen fuhren die Lastwagen mit den klappernden Milchkannen zur Käserei - dem so genannten Milchhof -; die dort hergestellten Jogurt- und Käseprodukte aber gingen in andere Gegenden Deutschlands und ins Ausland.

In den späten Sechziger- und frühen Siebzigerjahren fingen die Leute an, mehr Käse zu essen, so genannte Scheibletten und Schmelzkäse zuerst, später Häppchen und auf Spießchen gesteckt; jetzt standen die Frauen schwankend vor den ungezählten Käsesorten, solchen mit Walnüssen und solchen mit Pfefferkörnern. Denn natürlich war die Gegend immer eine Wurst- und Fleischgend gewesen und war es trotz Rotkäppchen und mit Weintrauben angerichtetem Baby-Bel noch. Und zu den von alters her fetten Würsten kamen die rot leuchtenden und aufgeschnittenen, bis dahin

nicht bekannten Sorten in die Wurstabteilung des Supermarkts, dass den Menschen das Herz aufging und die Wangen glühten: mit Champignons oder Pistazien; es gab auch Sorten mit Bären- oder Clownsgesichtern für Partys.

Den Metzgern war es nicht besser ergangen als den Bäckern; sie waren ausgestorben und untergegangen. Untergegangen war bei uns auf dem Dorf die Metzgerei Alois Dönhoff, die Söhne waren in der großen Fleischfabrik in der fünfundsiebzig Kilometer entfernten Kreisstadt angestellt.

- Frühmorgens in unserer Kindheit konnte man oft von unten aus dem Dorf das hysterische Quietschen eines Schweins hören, das vom blauen Wagen herausgezerrt und in Dönhoffs Schlachthaus getrieben wurde. Wie früh in diesen Jahren der Tag begann und wie weit der Lärm trug: das Rumpeln in dem vom Mercedes gezogenen Metzgerwagen aus blauen Planken - es war der einzige Mercedes im Dorf; wenn er nicht gebraucht wurde, stand der blaue Kasten bei den Bienenstöcken am Teich. Das Schwein schlug mit den Hufen gegen das Holz; vom Wagen wurde es die kurze Strecke zur Schlachthausstür gezerrt, immer weiter quietschend im Sommermorgen. Oder Ochsen mit verbundenen Augen, die sich gegen Dönhoff und drei weitere Männer wehrten - die Männer schafften es aber immer, den Ochsen ins Schlachthaus und vor die Bolzenschussanlage zu prügeln und zu schieben. Einmal, hieß es, sei ein Ochse ausgebrochen, habe die vier Männer umgeworfen und sei blind durchs Dorf gerast.

Lämmer wurden dagegen nicht geschlachtet, und kannibalistische Psychopathen kamen nicht vor, obwohl der Metzger im Nachbardorf - er hieß Albert Steinkohl - nach dem Krieg, als es nichts gab, Menschenfleisch verarbeitet haben soll, wurde erzählt; später erhängte er sich. - Nur dass er in der Morgenstille alles hörte, was im Dorf vorging, sagte Bruno, der das blutige Wüten, wie er sagte, der Menschen gegen ihre Mitgeschöpfe verabscheute und darin die Ursache für Aggression und Mord sah, wenn er sich erinnerte, und entsetzliche Filme über gemeingefährliche Menschenfresser, höre mal, sagte er, lenkten von den eigentlichen Zusammenhängen ab. So redete er. Er war schon seit langem Vegetarier. Fanatisch, sagte Mutter. Müsliesser, sagten Kurt und die übrigen Fleischmanns.

Was die Zukunft bringen würde, war schon abzusehen, als Ines ins Bild kam und viel Zeit bei uns. Sie bewegte sich still am Rand von Familienfesten oder lag im Bikini im Garten; dass es im Grunde nicht einen Hauch von Zweifel gab, wohin der Hase lief, war fürchterlich; abwärts ging es, immer tiefer in die eigene Nichtigkeit hinein, bis der Tumult und das Vergnügen des Jungseins wie ein Höllenspek flackerte. Schon war sie zart und zerbrechlich, wenn sie damals, sich bräunend, in Mutters Garten schlief, um für die Nacht wach zu sein; sie war sechzehn Jahre alt, und sie saß gern in der Küche, wenn Mutter Aprikosenmarmelade einkochte oder Blaubeerkuchen backte - sie liebte die Gerüche all der Dinge, die sie nicht essen durfte. Dann badete sie und bereitete sich auf das Ausgehen vor, schminkte sich stundenlang. Die Jungen waren alle in sie verliebt, nur Manfred nicht, der selbst auf Katastrophen hin lebte und wegging nach Frankreich.

Wenig später fing es mit dem Ausreißen an. Mit jungen Frauen und Männern, ihrer sogenannten Clique, die alle ein paar Jahre älter waren als sie, verbrachte Ines die Wochenenden, später waren es ganze Wochen, dass sie von zu Hause verschwand, und sie trank morgens Jägermeister und schlief mit den Männern aus der Clique und wurde pummelig und blass. Noch später rauchte sie Haschisch, das neben moderneren Drogen vor allem bei uns auf dem Land wieder in Mode gekommen war - jahrelang hatte Dope als Opa-Droge, das heißt als quasi politische Droge gegolten -, und bekam Pickel davon. Bis es die Clique mit einem Mal nicht mehr gab, - wie es bei den Jugendlichen ist, wo sich nie etwas zu verändern scheint und die leiseste Ankündigung einer Veränderung Tränen und Geschrei zur Folge hat, - und dann mit einem Mal ist eine Routine zu Ende, über Nacht wird eine Regel auf den Kopf gestellt, - und jeder tut so, als wäre nichts geschehen.

Von einem Tag zum anderen blieb Ines zu Hause, schlief nachts in ihrem eigenen Zimmer. Magda, die sich zu der Zeit wieder scheiden ließ und, wie Mutter meinte, von der Herumtreiberei ihrer Tochter gar nichts mitbekommen hatte oder, vermutete Mutter, wenn sie es doch mitbekommen hatte, darüber nicht betrübt, sondern eher erfreut gewesen sei, weil sie - Magda - die Zeit und die Wohnung für sich allein und ihre Liebhaber und unzähligen Räusche brauchte, so dass, als Ines die Wohnung dann nicht mehr verließ, Magda das vage als Störung empfand, was sie aber laut auch nicht

vor sich selbst ausgesprochen hätte. Sie mache sich Sorgen, sagte Magda vielmehr, dass Ines nur aus ihrem Zimmer kam, um ins Bad zu gehen. Badezimmertür-Kinderzimmertür. Kinderzimmertür-Badezimmertür. Und so fort, sagte Magda. Ines saß mit dem Kopfhörer auf dem Bett und streichelte stundenlang, sich sonst kaum bewegend, den Kater, der sich an das dumpfe Scheppern und Vibrieren gewöhnt zu haben schien. Als das Fell des Katers vom vielen Streicheln am Rücken ganz dünn geworden war und am Bauch münzgroße kahle Stellen auftraten, änderte sich ihr Verhalten noch einmal: Jetzt ging sie morgens aus dem Haus und lief bis zum Abend durch die Straßen; um abzunehmen. Immer im Kreis, durch die gleichen Straßen, so schnell sie konnte, bis zur Erschöpfung.

Der Fleischmann-Konkurs (2)

Es war nicht so, dass Fleischmanns sich von der kapitalistischen Vernunft verabschiedeten und in Saus und Braus zu leben begannen, als der Bürgermeister und alte Fleischmann starb und Tantchen, das uralte Fräulein, ihm kurz darauf ins Grab folgte. Natürlich war auch mit kapitalistischer Vernunft nichts mehr zu retten!, wie alle wussten außer Kurt, der, obwohl er lieber Geologie studiert hätte, denn er interessierte sich sein Leben lang für Steine und Mineralien, gelernter Bäcker war und den väterlichen Betrieb, das Hauptgeschäft in der Stadt und die drei Filialen auf den Dörfern, erbte. Vor allem wussten Bernhard, Hermann und Magda Bescheid und waren schlau und zogen Geld, ihr Erbteil, aus dem Unternehmen, wodurch das Ende eingeläutet wurde. Meta reiste gleich nach der Beerdigung des Tantchens nach Ägypten.

Die Fleischmann-Kriege brachen aus, zogen, nachdem Kurt sechs Monate nach dem Tod seines Vaters Ursula geheiratet hatte, in den kommenden Jahren und Jahrzehnten unsere Familie in ihren bleiernen Bann und fanden auch nach Metas Tod und dem Konkurs keinen Abschluss. Der Kampf ums Geld, wo sie doch alle vergleichsweise gut lebten und im Grunde phantasielos waren und gar nicht recht wussten, wofür sie das Geld ausgeben sollten, war zäh und böse und langweilig. Zwar waren sie alle gierig - selbst die unglückliche Magda, die, wie Bruno interpretierte, über ihre eigenen Füße stolperte auf der Suche nach Liebe, die sie von ihrer kalten Mutter nie erhalten hatte, so Bruno -, und dann versuchten sie sich auch im Luxus und kauften teure neue Autos.

Hermanns Frau Marianne besaß zwei Nerzmäntel - wozu braucht ein Mensch zwei Nerzmäntel? (Mutter) -, und es bestätigten sich an ihnen leicht alle Fabeln über die Habsucht. Aber ihre Habsucht war wie ihr Hass ohne Leidenschaft, fast ohne Gefühl in den rötlichen Gesichtern; die Geschwister zerfleischten sich, ohne sadistisch zu sein, eher auf naiv-egoistische Weise, mit routinierter Bosheit. Mutter hätte einiges und Richtiges über die fleischmannsche Bosheit zu sagen gewusst und über den Zusammenhang von Gefühlskälte und Weitzereistheit und der Vernachlässigung von Kindern, die, sich selbst überlassen, ihren Ängsten ausgesetzt, eine solche quasi natürliche, im trägen Blut fließende Bosheit entwickelten - doch darüber, sagte Mutter, würde sie kein Wort verlieren, und presste die Lippen zusammen, bis sie weiß waren. Mutter verstand von solchen Dingen etwas. Das machte sie aber nicht nachgiebiger. Ganz im Gegenteil.

Mutter schwieg. Wofür es kein Muster gab, konnte auch nicht ausgesprochen werden, obwohl viele sehr gut Bescheid wussten. Sodass eine Übereinkunft herrschte, das Gewusste wie Unbekanntes, Niegehörtes zu behandeln und seine Bedeutungen und eventuellen Auswirkungen zu neutralisieren. Mutter sprach nicht - auch nicht durch Lippenzusammenpressen oder Augenverdrehen - davon, wie Dr. Petschau in seinem Leben als Morphiumsüchtiger und Arzt viel Unheil angerichtet hatte. Auch nach der Beerdigung von Dr. Petschau blieb es, wer weiß, warum, tabu, von seinen Fehldiagnosen und ärztlichen Kunstfehlern zu sprechen. Nur wenige hatten ihn gemocht, noch weniger ihm seine unsaubere Herkunft verziehen. Doch sie hielten dem Landarzt die Treue, und Mutter meinte: Auf Dr. Petschau als Doktor lasse sie nichts kommen, auch wenn er als Mensch unsympathisch war und seiner Frau das Leben zur Hölle machte. Davon abgesehen, dass er der Sohn war der anderen Lina, wie die Mutter von Dr. Petschau genannt wurde, um sie von Lina, der Frau von Metzger Dönhoff und eigentlichen Lina, zu unterscheiden. Mutter und die anderen Frauen in den Dörfern redeten vom Schlimmen - wie Dr. Petschau seine Frau mit Patientinnen betrog und sie schlug, wenn sie sich beklagte, wie er ihr diktierte, was sie zu essen und wie sie sich zu kleiden hatte, kurz: sie wie einen Hund behandelte -, um nicht vom Schlimmsten reden zu müssen, denn davon, so sagten sie sich, wussten sie ja nichts. Grün und blau, sagten sie, schlage Dr. Petschau seine Frau, und in der Stadt

gehe er ins Bordell und in Oben-ohne-Lokale, aber er sei immer gekommen, wenn ein Kind Keuchhusten hatte, nachts und bei jedem Wetter, sagten sie, aber kein Wort von seiner Drogensucht und den Vorkommnissen und Ungereimtheiten. Dr. Petschau sei als Arzt unersetzlich, auch wenn er als Mensch und Ehemann ein alter Hurenbock war, sagten die Frauen der Einfachheit halber und um des Friedens willen; die Männer äußerten sich dazu nicht.

Männer hatten, wie wir Kinder und jungen Leute glaubten, überhaupt keine Meinung zu irgendwelchen Dingen und redeten nicht oder höchstens in Einwortsätzen oder Ha-Lauten, dabei bewegten sie in großem Auf und Ab die Schultern und Hände: dass es sich nicht lohne, darüber oder über irgend etwas anderes zu reden. Im Wirtshaus, wo sie Karten spielten, war es bis auf ein Grollen still. Manchmal am frühen Morgen, bei der Arbeit, brüllten sie allerdings, man konnte es von den Feldern oder von der Waldseite her hören.

Natürlich hatten die Frauen wegen der Kinder viel mehr mit dem Doktor zu tun, und sie kniffen nicht, wie die Männer die Augen zusammen beim Spritzegeben. Deshalb bekamen die Männer viel weniger mit, dass die Hände des Arztes flatterten wie fleischige rote Kolibris:

- beim hundertsten Versuch, von den Drogen wegzukommen, redete Bruno, der das Phänomen Doktor Petschau Jahre später analysierte und recherchierte und gegen ihn auch etwas unternommen hätte, behauptete Bruno, wäre Dr. Petschau nicht schließlich gestorben. Bruno engagierte sich für die grüne Partei, die in unserer Gegend praktisch keine weiteren Anhänger hatte, und er dozierte, wann immer er dazu Gelegenheit fand

- zu Mutters großem Zorn, denn Mutter hasste die Grünen, bevor sie an der Regierung beteiligt waren, mit einer Giftigkeit, die niemand ganz verstand - denn was ging es sie an? Schau die Affen an!, zischte sie, jede Mal wenn Politiker der Grünen auf dem Bildschirm erschienen, diese Dummköpfe, höhnte sie, würden das Auto abschaffen und die deutsche Wirtschaft gefährden - wie sollten Menschen, die auf dem Land leben, fragte sie und wurde weinerlich, was nicht oft vorkam, zum Einkaufen fahren? Wie sollte sie ohne Auto zum Supermarkt kommen, denn im Dorf, klagte Mutter, gab es keine Geschäfte mehr; sie waren alle im Wettbewerb verdrängt worden und eingegangen, wie sollte sie Kästen und Tüten nach Hause bringen?

Zum Beispiel Nazi, der Knecht

Nazi hieß eigentlich Ignaz und war der Knecht der so genannten Gutsherren im Dorf, das aus dem Gut, dem kleinen Jagdschloss und den niedrigen Hütten der früheren Tagelöhner bestand. Tagelöhner gab es keine mehr, die Leute, die in den Hütten lebten, arbeiteten in der Porzellanfabrik oder beim Handschuh-Näher. Im Lauf der Jahre wurden die Häuschen, deren Dächer ursprünglich so weit nach unten gezogen waren, dass sie fast bis zum Boden reichten, aus- und hochgebaut und aufgestockt, erhielten neue Räume und große, glitzernde Scheiben statt der alten Fensterchen, so dass das Dorf ganz aus den Fugen geriet und jede Proportion verlor und es einem schwindlig wurde, wenn man durchlief. Auf den winzigen Parzellen Erde schwankten die Wasserköpfe der oberen Stockwerke, Klinkersteine wie Wüsten; bloß die Alten saßen noch fest auf den Bänkchen neben niederen Eingangstüren, die aus Gründen der Statik nicht vergrößert werden durften, wie Baumeister Henning, der die Pläne für alle Ausbauten und Neubauten ringsum zeichnete, den Dorfbewohnern klar machte. Einen Sommer lang waren wir Kinder verwirrt, als wir von den Nazis hörten und dass sie böse Menschen waren, Verbrecher, vor denen man ausspuckte; denn Ignaz, der Nazi, war, hatte Mutter uns eingeschärft, behindert und geistig zurückgeblieben und durfte deshalb nicht geärgert oder ausgelacht werden. Er saß in Spitzwegerich und Kapuzinerkresse an der Mauer, wenn wir auf Rädern zum jenseits des Guts gelegenen Fischweiher zum Baden fuhren (eben der Teich, in dem, Jahre später, Manfred und sein Kumpel Peter das gestohlene Auto versenkten) und sah uns böse nach - er hatte, sagte Mutter, in seinem ganzen Leben nicht viel Gutes erfahren. Die Gutsleute ließen ihn auf dem Hof schuften; sie kassierten Geld für ihn von der Kasse und vom Sozialamt und behandelten ihn wie einen Hund. Nazi müsse, sagte Mutter, im Stall schlafen, was aber eine Hyperbel und nachweislich frei erfunden war. In Wahrheit hatte Ignaz, genannt Nazi, sein Zimmer im Häuschen an der Mauer, unterm Dach, wo es nach Mist roch, erzählte Pfarrer Kirschner, als er beim Landfrauentreffen ein paar Schnäpse getrunken hatte. Der Pfarrer war einer der wenigen, die Ignaz im Dachzimmerchen besuchten. Er tat es aus Pflicht und äußerst ungerne, denn Pfarrer Kirschner begriff im Grunde die närrische Vorliebe seiner Kirche für Kranke und Geistesschwache nicht - Menschenabfall, der ohne Einschränkung und gesetzliche Überwachung sich immer weiter vermehre, sagte er einmal, schon ziemlich rotnasig-

besoffen im Wirtshaus nach einer Beerdigung, denn er war ein heimlicher Genetiker. Genauso wenig aber liebte er die verlorenen Söhne und schwarzen Schafe, die er, wie die Lehre es verlangte, mit doppelter Inbrunst ins Herz hätte schließen sollen. Er führte am Bett der Kranken und Sterbenden alle vorgeschriebenen Bewegungen aus, sprach die Worte und ließ es in nüchternem Zustand nicht einmal sich selbst merken, dass er in dieser Hinsicht mit der amtskirchlicherseits herrschenden Meinung nicht übereinstimmte; seinen Hass auf diejenigen, die aus der Kirche austraten oder sich sonst ihrem Zugriff entzogen, zügelte er nicht und sprach, wenn ein solcher Abtrünniger starb und die Familie ihn auf dem katholischen Friedhof beerdigte - wo auch sonst? -, während der Totenmesse vom Gehorsam, den jedes gefirmte Kind zuerst und vor allem der Mutter, das heißt der heiligen katholischen Kirche, schulde. Er war aber dumpf; selbst bei der Ausübung seiner Lieblingspflicht, junge Brautpaare nämlich auf den heiligen Stand der Ehe vorzubereiten, brachte er nichts als fade Witze zustande: jahrzehntelang immer die gleichen Sprüche.

Nazi starb im Mai nach einem Unfall beim Kaninchenfutterholen.

Jahr für Jahr erzählte Lorenz, der am Dorfeingang wohnte und für die Amerikaner auf dem Truppenübungsplatz als Wäscher arbeitete, was geschehen war - er hatte ein Monopol auf die Geschichte, dabei wusste niemand so genau, ob er tatsächlich dabei gewesen war, als Nazi starb -, was am frühen Maimorgen am Hang geschehen war, hinter der Schlossmauer, wo Gras und Kaninchenkräuter für Nazi zum Absicheln wuchsen - dabei ist es, meinte Lorenz, bekanntlich für einen geistig gesunden und normalen Menschen schon schwierig, auf einer Schräge zu sicheln, andererseits habe Nazi schon seit ewigen Zeiten dort sein Kaninchenfutter geholt und war heimisch in der Ecke dort, kannte den Boden und jeden Maulwurfshügel - das müsse, forderte Lorenz seine Zuhörer auf, bedacht werden. Lorenz war Junggeselle und immer schon im mittleren Alter, dicklich und mit sehr schönem Bariton - er sang in der Kirche. In den Augen der Dorfbewohner funktionierte er praktisch wie eine Frau, und im Wirtshaus war er ein Entertainer, der nach einigen Überlegungen, wie es zu dem Unfall hatte kommen können, gleich in medias res sprang
Überall war Blut: roter Löwenzahn und rot getüpfelte junge Blätter am Eichbäumchen, rote Bächlein und Kieselsteine, vielleicht waren auch Himmel und Wolken rot wie beim Sonnenuntergang, und der weiße Flieder hinter der Mauer sah rot aus, sagte

Lorenz, der, das wusste aber niemand genau, dabei gewesen war, und der Mann im roten Gras, Ignaz, der sich schon nicht mehr rührte, aber noch flach atmete. Er hatte sich im Fallen die Spitze der Sichel in den Bauch gestoßen und die Hauptschlagader verletzt - vielleicht war es ein Herzinfarkt, der den festen, starken Knecht ins Wanken gebracht hatte, so dass er in seine Sichel stürzte und verblutete und starb im Mai. Gesine Maier, die dort gleich ihr Häuschen hatte und die sich, wie sie einmal zu Mutter sagte, nicht erinnern konnte, Lorenz an jenem Morgen überhaupt in der Nähe der Schlossmauer gesehen zu haben, rannte und schrie, erzählte Lorenz, mit flatternder Kittelschürze vom Garten, wo sie Wäsche aufgehängt hatte, ins Haus, und sie war es wohl, die Doktor Petschau anrief, mutmaßte Lorenz im Wirtshaus. Wer sonst? Niemand außer Gesine und ihm selbst habe den Fall und das Blut gesehen. Anders als Lorenz war Gesine Maier keine Ausschmückerin, nicht einmal eine Rednerin, man musste ihr die Würmer aus der Nase ziehen; und sie war von ängstlicher Natur und immer gleich entsetzt. Nur zu Mutter - vor allem wenn es Mutter mal wieder, wie sie sagte, völlig wurscht war, was die Leute und das Dorf dachten: Sollen sie kommen, sollen sie sich melden, sagte sie dann - hatte sie Vertrauen gefasst.

Gesine Maier also hatte Dr. Petschau gerufen, und jetzt saß sie auf der Erde und hielt Ignaz' Kopf. An dieser Stelle des Berichts machte Lorenz - der wie Elias, der Weißrusse und Exhibitionist, und Adolf, der Bauer, der seinen Kühen abends Marienlieder vorsang, keinen Nachnamen hatte, höchstens einen offiziellen, allein den Behörden bekannten - stets eine Pause und sah seine Zuhörer - Dori, die Wirtin, hatte sich bis dahin meistens dazugesetzt - der Reihe nach an: Wahrscheinlich mit dem Kopf in den Sternen und hinter dem Mond, fuhr er fort - denn er wusste Bescheid über Drogen und was damit zusammenhing, hatte gegenüber den Dorfbewohnern aufgrund seiner Freundschaften mit GIs einen Wissensvorsprung und war ihnen in der Sprache voraus -, kam Dr. Petschau zur Unfallstelle. Er brachte seinen Wagen dicht an der Mauer zum Stehen, so dicht, sagte Lorenz, dass nicht einmal mehr ein Blatt Löschpapier Platz gehabt hätte zwischen Beifahrertür und Schloßmauer. Immerhin war es ein strahlend blauer Maimorgenhimmel, und die Sonne war schon warm, sagte Lorenz, Gesine hatte ihre Strickjacke um die Wunde zu wickeln versucht und hielt den Kopf des Verletzten. Dr. Petschau lächelte, als er ausstieg und über die Straße hüpfte, selig auf einer Wolke

schwebend, sagte Lorenz, der sich mit Drogen auskannte. Der Arzt sah, dass Ignaz im Sterben lag - ein schwaches Herz, sagte Dr. Petschau später oft, der Gesundheitszustand des Gutsknechts sei ihm ja bekannt gewesen -, und leitete Maßnahmen zur Wiederbelebung ein. Er kniete sich ins blutige Gras und begann mit einer Herzmassage, so dass mehr Blut hochquoll und aufschoss und sich das frische, helle Blut mit dem bereits halbwegs geronnenen dunklen auf der Erde mischte und jetzt auch die sitzende Gesine bedeckte und beregnete, erzählte Lorenz; Gesine sprach davon nicht.

- so dass, meinte Bruno, der alte Drogenkopf dem armen Ignaz auf Teufel komm raus das verbliebene Blut herauspumpte und die Welt sich rot färbte wie bei einem Wunder, sagte Bruno, als er mit der Petschau-Recherche begann, weil er, Bruno, ein Irrer war und ein Mensch, der nichts Besseres zu tun hat, sagten die Leute, und die Wahrheit herausfinden wollte. Wer braucht Wahrheit?, fragte Mutter, als Dr. Petschau beerdigt wurde, und: All die Jahre war er der Doktor gewesen, und etwas Besseres kommt nicht nach. Seid still, seid still, sagte Mutter, bei ihm weinten die Kinder nicht beim Impfen, nicht einmal Bruno, der jetzt nichts gelten lassen wollte von dem, was die Menschen hier erlebt und mit eigenen Augen angeschaut hatten, der aber als Kind ein Hasenfuß gewesen sei, sagte Mutter: denn diesen Vorsprung hatte sie.

Dass Doktor Petschau, bevor Vater starb, Vaters schwer krankes Herz nicht diagnostizierte und dass sich ein Infarkt ankündigte und Vater Massagen verschrieb, verzieh Mutter dem Arzt wohl doch nicht. Aber auch da schwieg sie.

Grete

Im Winter gehen die Kinder der Armen barfuß in Gummistiefeln zur Schule. In den Händen halten sie eine heiße Kartoffel zum Wärmen und als Pausenbrot. Wenn die Zeiten schlecht sind, liegt der Schnee hoch; frierend stapfen die Kinder über die verwehten Felder. Zuweilen bleiben die Buben stehen und pinkeln in den Schnee. Dann steigen sie aus den Gummistiefeln und mit den halb erfrorenen Füßen in die warme Pisse; so aufgewärmt, ziehen sie die Stiefel wieder an und laufen weiter, über die verschneiten Äcker, an der Mühle vorbei, die damals, nach dem Ersten Weltkrieg, noch in Betrieb ist, den Pfad hügelaufrwärts zur Kirche und die Gasse hinunter zum Schulhaus: im Sommer ist es leicht. Im Herbst stehlen die Kinder der Armen weiße Wasserrüben von den Feldern und passen auf wie die Luchse, dass der Bauer sie nicht erwischt, denn dann setzt es Prügel.

Grete, das Töchterchen des Häuslers Baptist, geht nicht zur Schule: sie hat nur ein Bein und schleppt sich mühselig durch die Hütte und über den Hof. Das Bein musste amputiert werden, weil der Vater sie mit der Peitsche geschlagen hatte, dass Fleischfetzen herunterhingen und die Wunden sich entzündeten.

- Richard mochte diese archaischen Geschichten nicht; er war ihnen gegenüber misstrauisch. Dabei starb Grete Weißmüller erst vor wenigen Jahren; sie war uralt und immer stolz darauf, ihre eigenen Zähne bis ins Alter weiß und fest erhalten zu haben, auch wenn sie nur ein Bein hatte und ihr Leben lang nicht lesen und schreiben gelernt hatte. Sie saß oft bei Mutter in der Küche, sommers, wenn Fenster und Türen offen standen und es so viele Fliegen gab, dass man sie nicht zählen konnte - wir Kinder versuchten dennoch: hundert, tausend, hunderttausend, summten wir wie einen Abzählvers. Mutter schnitt Bohnen, und Grete erzählte - während Jakob, genannt Jakl, schwieg und einfach dabeisaß, immerhin aber doch, sagte Bruno zu Richard, lebendig und gegenwärtig. Nichts Archaisches sei an den Dingen, die die Menschen am eigenen Leib erfahren hätten: nichts sei vergangen und vergessen und lange vorbei, meinte Bruno, der sich für die Erinnerungen der Leute stark machte: Eigentlich nahe ging es ihm aber nicht.

Grete geht nicht mit den anderen Kindern zur Schule, später aber heiratet sie Jakob, und Baptist kann sie nicht daran hindern, obwohl er sie Tag für Tag durchprügelt,

wenn auch seit dem Missgeschick mit dem Bein nicht mehr mit der Peitsche: seit damals haben auch die Nachbarn ein wachsames Auge auf das mutterlose Mädchen. In der Nacht vor der Hochzeit von Grete und Jakob fand der alte Lorenz (der Vater von Lorenz, dem Wirtshauserzähler) den Häusler Baptist zerschlagen vor seinem Gärtchen liegend, ohne Bewusstsein; sein Körper war von Blutergüssen bedeckt, doch er lebte. Die zerrissenen Hosen und das löchrige Hemd waren keine Folge der Verprügelung und des Beinhetotschlags; er hatte die Fetzen getragen, so lange jemand zurückdenken konnte. Es stand jedenfalls fest, dass Jakob den Alten durchgewalkt und ihm einen Denkkzettel verpasst hatte, als Vergeltung für das Grete zugefügte Leid und als Warnung; in Zukunft würde Grete einen Beschützer und Rächer und Ehemann haben, und so kam es auch. Jakob beschützte Grete bis ins hohe Alter, als alles an ihr außer den weißen Zähnen verfallen war, und er saß ein Stück hinter ihr im Schatten, wenn sie Mutter im Fliegensommer, in der Vorhangsdämmerung am Nachmittag besuchten.

Baptist soff vom Tag der Hochzeit an immer mehr, und er weinte häufig und schrie nach seiner Tochter, die er vermisste: Die undankbare Grete, heulte er im Wirtshaus - denn dafür hatte er Geld, nicht aber für ein Paar neue Hosen, redete Grete Jahr um Jahr, denn Baptist war, ein Schreckgespenst, immer gegenwärtig, trotz Jakobs, des Beschützers -, die verdammte Tochter sei ihm weggelaufen, wie sein Weib, das verreckte, ihn verlassen habe. - Ihre Mutter sei an der Schwindsucht gestorben, als sie selbst noch ein ganz kleines Kind gewesen sei, erzählte Grete in Mutters Küche, denn für die Erinnerung an ihre Mutter lebte sie trotz Ehemann, und vom Gesicht schön wie ein Engel sei sie gewesen, sagte Grete. - Wie ein Hund ganz allein sei er jetzt, tobte Baptist im Suff und suchte Streit; die anderen Männer ließen sich aber nicht provozieren von seinem Geschrei, und er blieb allein hocken und redete mit sich selbst: Wer solle ihm nun das Haus versorgen und die Tiere?, einem alten Mann wie ihm, der nicht mehr lange auf der Erde sein würde? Aber er lebte noch dreißig Jahre in seiner Hütte und verkam immer mehr - nicht einmal die Nazis konnten dagegen etwas ausrichten. Noch lange nach dem Krieg hauste Baptist im Schmutz mit seinen Tieren, und einmal erschien im Anzeiger ein Foto, das ihn mit seinem Schwein im Bett schlafend zeigte: die alte Muttersau hatte dort ihren Platz.

Die einbeinige Grete und Jakob saßen noch in den Siebzigerjahren in Mutters Küche - Grete erinnerte sich, Jakob schwieg.

- Archaische Gestalten, meinte Richard; die doch aber immerhin lebten, auch wenn sie nicht lesen und schreiben konnten, entgegnete Bruno, und also gegenwärtig seien, argumentierte er, und nicht archaisch.

Vater erzählte, wie er und seine Schwestern im Winter den Weg über die Hügel zur Schule nahmen, zur alten Schule hinter dem Pfarrhaus, die noch in den Sechzigerjahren, als Ursula und Richard zur Schule gingen, durch einen Eisenofen beheizt wurde; die Kinder der Bauern brachten Holz und Kohle mit. Wir Jüngeren erlebten das alte Schulhaus nicht mehr; wir verbrachten die Volksschuljahre im modernen Neubau, flach und hell, wie damals gebaut wurde; der Pausenhof war von einer Berberitzenhecke beerenrot-leuchtend umgeben; der Bus sammelte die Kinder in den Dörfern ein und brachte sie mittags zurück zu den Müttern. Doch dass die Kinder geprügelt werden mussten, war eine Maxime, die vom alten, düsteren Schulhaus ins Neue mit umgezogen war; schon gar nicht hielt Pfarrer Kirschner viel von modernen Erziehungsmethoden. Er drehte den Kindern die Ohren um und verteilte Kopfnüsse; die Jungen ließ er sich vornüber beugen und schlug mit dem Stock zu, barbarische Bestrafungsrituale in freundlicher Umgebung, und es waren immer die Gleichen, die Frechen, die geprügelt wurden, die Söhne der Häusler und Feinde der Dorfgemeinschaft, die bekämpft wurden und trotzdem von Generation zu Generation da blieben.

Vaters Schwestern trugen Kittelschürzen und Kopftücher auf mausbraunen, mausgrauen Haaren; sie färbten und schminkten sich nicht und waren in allem das genaue Gegenteil der Fleischmann-Frauen, die aufgetakelt und im Minirock auf Stöckelschuhen herumstolzierten - in dem Alter (Mutter). Vaters Schwestern dagegen trugen flache Schuhe, Pantoffeln, im Winter ausgetretene Stiefel, die ein Leben lang hielten, und nicht mal die Kittelschürzen hatten Farbe, sie waren in braungrünem Paisley oder mit Herbstblättern gemustert, zu Ostern, wenn es hoch kam, mit pflaumenfarbenen Blüten; und bei den Tanten-Kopftüchern war es noch schlimmer. Tante Sophie, Tante Betti, Tante Marie und die von Mutter mit Hass verfolgte Tante und Deutschlandverräterin Anna hatten - so war bekannt - alle verschiedene Väter,

denn Großvater, der von Beruf Kammerdiener war und in jenen Jahren mit seinem Herrn, dem Bayrischen Gesandten in Russland, in St. Petersburg lebte, war weit weg, und Großmutter hielt sich an das, was da war, sodass zwar die Älteste, Tante Sophie, von Großvater stammte, Tante Betti aber, so die übereinstimmende Meinung, die Tochter eines Vertreters war, der auf den Dörfern Kleider verkaufte und Strümpfe, einer mit weißen Zähnen, der jedes Jahr wiederkam, lächelnd und von einer damals ganz unüblichen Sportlichkeit. Tante Marias Vater war der alte Schusterfranz, den Großmutter hinten am Weiher traf, wo der Gutsherr, damals noch der alte Herr Gottfried, seine Bienenstöcke hatte: dort war ihr Liebesnest. Während die Frage, wer Tante Anna gezeugt hatte, umstritten blieb. War es - wie im Heimatfilm der Fünfzigerjahre, der den Menschen in unserer Gegend aber erst später, als sie sich nach und nach Fernseher anschafften, bekannt wurde - der unglückselige Gottfried der Jüngere, der Sohn des alten Gutsherrn, der sich später aufhängte? Mutter wusste mehr darüber, und dieses Wissen über Annas Vater war der Grund, dass Mutter trotz ihres politisch begründeten Zorns und obwohl Anna ihr nach dem Krieg aus "reiner Bosheit", so Mutter, etwas angetan hatte, von dem niemand wirklich wusste, was es gewesen war, für Tante Anna andererseits Sympathie empfand und ihr sogar zugetan war, und oft saß Tante Anna bei uns in der Küche mit Mutter schweigend zusammen und trank Kaffee, während Mutter das Mittagessen vorbereitete.

Wie aber war das sozialdemokratische Element in die Familie geraten? Immerhin war Großvater Royalist und frommer Katholik - doch ein intelligenter Mann, sagte Mutter oft, die ihren Schwiegervater - er starb 1951, in dem Jahr, in dem Vater aus der Gefangenschaft kam - sehr verehrt hatte. Der Schusterfranz, Handwerker und Roter, der sich nichts gefallen ließ, hatte in Großvaters Abwesenheit bei den Mädchen die Vaterstelle vertreten, was einiges erklärte. Großmutter's Lebenswandel ließ allerdings eine gewisse Freigeistigkeit erkennen, die verschwenderisch und gleichzeitig träge war - sie war eben eine echte Veigl, sagte Mutter. Veigls, ein weiterer großer, in den Dörfern ringsum verstreuter Clan, trugen zum Gemeinwohl nichts bei und meisterten auch sonst das Leben nicht besonders erfolgreich. In den Söhnen der Tanten Sophie, Marie und Anna war das Veigl'sche Wesen verblasst; durch ihre Lust an der Arbeit brachten sie es zu Besitz; immer mehr Baugrund musste ausgewiesen werden, Straßen wurden ausgebaut, immer prächtiger wurden die Häuser und Dorfeinfahrten und

giftiger die Seelen der Bauern angesichts des wachsenden Wohlstands der ehemals geduckten Häusler.

Vater hingegen setzte auf Eleganz und wählte konservativ. Bildung und Lebensart gegen den Bolschewismus war - zu Mutters Ärger, denn zur Hochnäsigkeit fehlte doch das Geld - seine Devise. Im Wirtshaus saß Vater am Stammtisch mit dem Zeitungs- und Tabakladen-Besitzer Melchior Zwack, mit Baumeister Henning und Hermann Fleischmann, der für die CSU im Gemeinderat saß und dem, so ging der Spruch, so schnell er auch lief, die nächste Affäre schon immer auf den Fersen war - fünfundzwanzig Jahre lang war Hermann Fleischmann Raiffeisen-Direktor und Gemeinderat, und die Affären, sagten die Spötter, waren nicht immer blond onduliert und hießen nicht immer Dori. Sie spielten Schafkopf. Denn so sehr Vater auch auf sich hielt und den Kopf hochtrug, so pflegte er doch mit den Bürgern notwendigen Kontakt und unterhielt sich gern mit den Gebildeten, während er gegenüber den Armen eine Haltung einnahm, die für unsere Gegend sehr ungewöhnlich war, nämlich die eines Gentleman. Mit den Junggesellen, die in zu großen, verfallenen Bauernhäusern lebten und zum großen Teil verunstaltet waren - wie Gabriel aus der so genannten Einsiedelei, der ein riesiges braunes Ei auf der Stirn spazieren trug -, den alten Frauen, die sich bekreuzigten, wenn sie beim Schwiegersohn ins Auto stiegen, sprach Vater wie mit seinesgleichen, höflich und hochdeutsch, genauso mit Familien wie den Veiglsepps - einem Unterzweig des notorischen Clans -, deren Söhne immer wieder lachten, wenn sie vom Pfarrer verprügelt wurden, die als Erste dann in die Stadt zogen und Haschisch rauchten, die im Gefängnis saßen und deren Töchter diejenigen waren, die sich zum zweiten oder dritten Mal scheiden ließen und die Halbwüchsigen berieten, wie man es tun könne, ohne gleich schwanger zu werden. Vater half den Leuten beim Ausfüllen ihrer Lohnsteueranträge und schrieb Briefe für sie an die Behörden; und: er hörte ihnen zu.

Die Bestechung (1)

Vom Erbteil allein konnten Hermann und Marianne, Hermanns anspruchsvolle Ehefrau, nicht ewig zehren, und das Direktorengelohnte reichte nicht: Geld musste nachfließen, um das große Haus, das Anwesen mit der eigenen Pferdekoppel zu erhalten; Kinder waren keine da, Marianne aber war eine passionierte Reiterin - sie sah wie eine dicke Leberwurst aus, meinte Ursula hämisch, das arme Tier, sagte Mutter, wenn sie mit Ursula zum Einkaufen fuhr über die sich durch die Au schlängelnde Landstraße und von weitem die Silhouette von Frau und Pferd sah, und Mutter erschauerte und bekam weiche Knie bei dem Gedanken, auf ein solches Ungeheuer steigen zu müssen - wer bloß kam auf die Idee zu solchen Vergnügungen?, wer hatte die Zeit, sich so etwas auszudenken?

Um die Fördersummen, die der Bund in die Region steckte, um den Straßenausbau und die Ansiedlung von Industrie voranzubringen, Gelder, die in unzähligen Witzen und Geschichtchen auftauchten und zum Gegenstand von Liedern geworden wären, wäre es noch die Zeit gewesen, in der Lieder entstanden, Summen, die einerseits verbraucht werden mussten, damit sie nicht verfielen - ein Wettlauf, Bedarf rechtzeitig zu erfinden und Kostenberechnungen parat zu haben -, von denen andererseits ein angemessener Teil den Weg in die Taschen der Kommunalpolitiker finden musste - denn wozu wäre das Ganze sonst gut? -, um dieses schöne Geld, mit dessen Hilfe Allein breiten Straßen Platz machten, drehte sich ein ausgeklügeltes System von Geben und Nehmen, das kein Außenstehender durchschaute - und mit einmal, über Nacht, stand mitten in der Au zum Beispiel, im eben noch gesetzlich geschützten Feuchtgebiet, eine neue Kläranlage, und niemand wusste, wie sie dahin gekommen war und wer sie überhaupt brauchte.

Nur wenn einer zu gierig wurde oder unvorsichtig - eine zitternde Hand, Speichel im Mundwinkel -, wurde aus einem Geschäft ein Skandal; das heißt, es wurden dann keine Witze mehr erzählt, die das Eigentliche unausgesprochen ließen - denn die Andeutung war das Muster, nach dem nichts gesagt wurde -, sondern es wurde ein Mann zum Abschuss freigegeben, und die Empörung war groß. Dann lieferte der Skandal dem Anzeiger über Wochen hinweg die Schlagzeilen, und in der Metzgerei stand Lina Dönhoff mit dem hoch erhobenen Beil in einer erstarrten Bewegung und belehrte ihre Kundinnen darüber, dass der ehrliche Handwerker immer der Betrogene

sei und dass Gott sei Dank einmal ein solcher Verbrecher dingfest gemacht worden sei. Dabei sirrte die Schneidemaschine im Leerlauf, statt ein halbes Pfund Bierschinken für Fräulein Gesine aufzuschneiden. Lina Dönhoff hielt sich nicht für eine Klatschbase, sondern sah sich als Aufklärerin; oft verzweifelte sie an der Blindheit der Leute.

Nicht in finsterner Nacht, am hellen Mittag stand im so genannten Industriegebiet - es gab da jedoch nur die Handschuhnäherei und Einkaufsmärkte - Hermanns beigefarbener Mercedes vor dem Topkauf, der auf großen Flächen und gelb mit Neunundneunzig-Pfennig-Preisen warb. Hermann selbst saß am Steuer, seine Arme lagen angewinkelt schwer auf dem Lenkrad, und er saß starr, sah geradeaus, sah nichts, blickte in die Vergangenheit, in die Zeit, als er selbst und der Mann, auf den er wartete, Buben gewesen waren und die Volksschule besuchten. Neben der Schule war die Praxis und das Wohnhaus von Dr. Heindl, dem Vorgänger von Dr. Petschau. Dr. Heindl war ein deprimierter alter Herr gewesen, der zwischen den Kriegen mit Pferd und Wagen über die Dörfer gezogen war und sogar im Sommer kalte Hände hatte, sodass den Kranken der Schreck ins Herz fuhr. Wohin er kam, verbreitete er Traurigkeit. Doch trotz der Grabesluft, die den Doktor umgab, wucherten damals am Hang vor seinem Haus Vogelbeerbäume und Schlehensträucher und mannshohe Disteln; über den geschotterten Weg zwischen Arzthaus und alter Schule hüpfen die Mädchen mit dem Ranzen auf dem Rücken auf einem Bein, einander an den Händen haltend. Dort rauften sich die Buben, und Hermann sah, rückschauend, die Farben am Arzthaus, rot geballt die Vogelbeeren im schwarzen Schlehenmeer, denn es war, erinnerte er sich, ein Schlehenjahr gewesen, als Max und er sich schlugen am Morgen, in der großen Pause: sie rollten umschlungen in ein schmales Kiesbett, das die Schotterdecke begrenzte, und Hermann war oben und "ritt" auf Max, wie sie es nannten

- auch später hieß es noch so, vor dem neuen Schulhaus, wenn einer der Raufenden auf dem Rücken lag und der andere auf ihm saß, mit den Knien die Arme des unten Liegenden festnagelte, ihn mit beiden Händen bei den Haaren packte und den so gepackten Kopf auf die Betonplatten des Pausenhofs schlug und bei jedem Aufschlagen und Herunterkrachen fragte: Gibst auf?, der andere aber nicht aufgab

und mit den Füßen in die Luft stieß und sich wie ein Wurm wand unter seinem Feind, um ihn herunterzuwerfen, denn es ging um sein Leben, wie Bruno und ich, die wir noch zu den Kleinsten gehörten, in der Unterwasserstille morgens fest glaubten, woraufhin der andere - aus reinem Übermut, denn es gab keinen besseren Griff als den im Haar des Unterlegenen und keine bessere Taktik, die Kapitulation zu erzwingen, als die, den Kopf mit einem gleichzeitig herausgedrückten "Gibst auf?" auf die Steine zu schlagen - mit der rechten Hand losließ und die geballte Faust in Rippen und Magen stieß von oben herab

- dabei wühlten die beiden sich tiefer in den Kies. Noch gab Max nicht auf. Mit seinen halbwegs freien Unterarmen versuchte er zu manövrieren, immer noch überzeugt, er könne mit einer letzten Willensanstrengung gewinnen, versuchte, mit zu Klauen gespreizten Fingern an den glatten Schenkeln etwas auszurichten - wenn es ihm gelänge, einen Arm zu befreien, um Hermann zwischen den Beinen zu packen, ihm die Eier zu quetschen -, und mit den Knien in den Hintern, den glatten Rücken des auf ihm Hockenden zu stoßen

- wir waren winzig, verglichen mit den elf- oder zwölfjährigen raufenden Jungen, und wir fassten uns an den Händen, wenn eine Schlägerei bevorstand. Wir hätten gern geweint, damit es aufhörte, aber Weinen war für Babys, die noch nicht zur Schule gingen. Wir kannten die Geschichten noch nicht von den blutigen Zweikämpfen am Strand und in Wäldern, Mann gegen Mann, und standen nicht auf mit den Brüdern und Vätern, um nachts Boxkämpfe im Fernsehen zu sehen: und wer keinen eigenen Fernseher hatte, ging zu den Nachbarn. Auf dem Betonplatten war es schwieriger als im Kiesbett, den Unterlegenen "festzunageln". Wenn einer oben saß, jubelten unter den im Kreis Herumstehenden seine Anhänger, die mit ihm in die Klasse gingen und vielleicht schon vor dem Stimmbruch standen; bellend oder grunzend jubelten sie, fast wie erwachsene Männer: wegwerfend und gleichzeitig ernst.

- Es gelang Max, sich aufzurichten und Hermann abzuwerfen, als es keiner der Zuschauenden mehr erwartet hätte und alle nur darauf warteten, dass er endlich "Ich geb auf, ich geb auf" rief. Max rächte sich und versetzte Hermann als Erstes einen Faustschlag auf die Nase, sodass gleich Blut kam. Es lief Hermann über Wangen und Mund, als Max ihn seinerseits an den Haaren hochzog, um den Kopf herunterkrachen zu lassen, in den Kies zu mahlen. Es beschmierte Hermanns gutes Hemd und seine

Strickweste und spritzte durch das Auf und Ab des Kopfes auch auf Maxens geflickten Overall, die blaue Latzhose, die die Kinder der ärmeren Leute damals trugen. "Gibst auf?" fragte Max und schlug zum Abschluss den Kopf, am blutverklebten Haar gepackt, noch einmal kräftig in die Steine, und Hermann gab auf und sagte laut: "Ich geb auf", und heulte vor Wut und Ohnmacht, und die Tränen vermischten sich mit dem Nasenblut. Die Schulglocke schrillte; die Pause war vorbei.

Erst als Max Gmeiner bereits auf dem Beifahrersitz des Mercedes saß, die Aktentasche auf den Knien, sie mit beiden Händen umfassend, schreckte Hermann hoch. Er wandte sich dem anderen zu und erblickte wie im Spiegel sein eigenes Gesicht, die massigen Schultern in einem teuren Jackett. Hermanns Hände lagen breit und behaart auf dem Lenkrad, Max hielt mit kurzen Fingern die Aktentasche; er hatte sich jetzt ebenfalls Hermann schräg zugewandt. Sie sahen sich gegenseitig, Max hatte ein weniger rotes Gesicht, eine weniger fleischige Nase als Hermann, und er wurde kahl auf dem Kopf; doch die Unterschiede zwischen ihnen, als sie sich gegenseitig im Mittagslicht betrachteten, fielen nicht ins Gewicht. Der Gedanke beruhigte sie beide und stimmte sie froh, sodass sie, nachdem Max die Aktentasche schwungvoll auf den Rücksitz gestellt hatte, sich die Hände reichten und mit einem Lächeln, aufatmend, "bis Donnerstag" riefen, ehe Max ausstieg und über den Parkplatz ging, mit kurzen Schritten, aber fest wie seine bäuerlichen Vorfahren. Der Parkplatz war menschenleer. Es war Sonntag.

Als Manfred, der sich gegen die Einwirkungen, die am Ende das eigene Leben kosteten, zu wehren versuchte, wieder einmal stolperte und stürzte, weinte Mutter und backte den ganzen Tag Kuchen, während sie weinte, als Manfred mit dem Mädchen Babette - von den Veiglsepps - herumzog und zu klauen anfing, woran kein andere schuld sei als das Flittchen Babette, meinte Mutter, das Scheusal, rief sie weinend, das Manfred zum Stehlen treibe, das Weib. Manfred sei zu gutmütig, sagte sie und belegte den ausgerollten Teig mit Rhabarberstückchen, streute Zucker darüber, während sie sich das Gesicht mit dem Handrücken abwischte, und hatte natürlich wie so oft Recht, denn "gutmütig" war nur ein anderes Wort für "jemand, der Katastrophen anzieht", für jemanden, der ins Unglück rennt -

Erstens: Babette

Babette versteckt die Hochzeitskuchen unterm Bett. Sie wirft die schmutzige Wäsche in eine Ecke des Badezimmers. Die Hochzeitskuchen werden beinhart, die Torten vermodern; im Bad schimmelt die Wäsche. Babette erwartet ein Baby. Mutter hat kein Verständnis: Den ganzen Tag bloß flattern und einkaufen, den Männern schön tun, den Bauchnabel zeigen, mit den Freundinnen Kaffee trinken, Likör am Nachmittag, und das in der Schwangerschaft, Zigaretten rauchen - paff, paff, macht Mutter und hebt die gespreizten Finger zum Mund, spitzt die Lippen -, und das im sechsten Monat.

Babette liebt Manfred auf ihre Art, auch Manfreds Freunde liebt sie und das Baby, als es da ist. Sie verstaut Plastiktüten voller gebrauchter Pampers-Windeln unter dem Bett. Es stinkt. Manfred ist frustriert. Das ganze Schlafzimmer, stell dir vor, voller Babyscheiße, sagt Mutter, welche Frau tut so etwas? Was tut sie meinem Sohn an, meinem Enkel? Babette lacht und lädt nachmittags ihre Freundinnen ein. Dafür schminkt sie sich, und die Frauen trinken nachmittags Weinbrand. Manfred und Babette leben im geduckten Häuschen, der einzigen Tagelöhnerhütte, die nicht ausgebaut ist und fast nicht zu sehen am Dorfausgang. Alles ist winzig in der Hütte, und selbst das Baby wirkt, wenn es schreit, riesenhaft, sein Heulen zerschellt an der Schlossmauer. Wann weint es nicht? Babette will nicht, dass Mutter zu Besuch kommt; Mutter späht durchs Fensterchen in die Stube, wo das Baby mit großem rotem Gesicht schreiend im Wagen liegt. Auf dem Tisch, soweit durch die blinden

Scheiben zu sehen, steht das Geschirr vom Frühstück und vermutlich vom Abendessen davor, gestapelt zu prekären Türmen, und sie würde, sagt Mutter, helfen, dürfe ja nicht, sie habe, sozusagen, Hausverbot. Wenn Manfred den Kleinen nicht von Zeit zu Zeit zu ihr brächte, würde sie ihr eigenes Enkelkind nie zu Gesicht bekommen. Babettes Freundinnen waren: Bernhard Fleischmanns geschiedene Frau, die inzwischen auch von ihrem zweiten wohlhabenden Mann, dem Fahrshullehrer, geschieden war und die, angetrunken, immer erzählte, dass sie nicht wisse, wo ihr Sohn sei, und dabei laut lachte, als sei Ulis Verschwinden ein guter Witz; Helga, die aufsässige Tochter von Adolf, dem Bauern, der bei der Arbeit sang. Helga mochte vor allem Gis, heiratete später einen fröhlichen, rothaarigen Sergeant Bob und ging mit ihm nach Tennessee. Als sie mit zwei rothaarigen Töchterchen wiederkam, berichtete sie, sie habe in Tennessee ohne Strom- und Wasseranschluss gelebt und praktisch nur Kartoffeln gegessen, worüber die Leute, die sich inzwischen durch die Fernsehserien an das herrliche Leben in Amerika gewöhnt hatten, staunten. Helga ließ sich und die Kinder von ihrer Mutter mit Schweinebraten und Hefekranz aufpäppeln. Dann zog sie anderswohin. Bernhard Fleischmanns geschiedene Frau hatte auch ihren zweiten Mann bei der Scheidung bis aufs Hemd ausgezogen, sagte Mutter, und ging - aufgetakelt wie ein Pfingstochse (Mutter) - auf die fünfzig zu. Eine Zeit lang, als sie in München eine Ausbildung zur Schwesternhelferin machte, hatte Babette auch zur Clique um Magdas Tochter Ines gehört, in Mutters Augen ein unheilvoller Einfluss; sie sagte: Seht ihr, seht ihr, und knetete wütend im Kuchenteig, denn sie hätte das Kind Ines gern gerettet, während sie Babette samt ihren lauten Freundinnen für robust und frech hielt. Es ist schwer zu sagen, wie es bei Menschen wie Mutter kommt, dass sie für den einen Mitleid empfinden und ihm ihr Herz aufschließen, dem anderen gegenüber sich aber verhärten. Andererseits hat in der Seele mehr Gleichzeitigkeit Platz als im Denken, und ohne dass sie darüber sprach, gab es Momente, in denen Mutter das Entsetzen Babettes verstand, die sich nicht zurecht fand und an jedem neuen Tag wusste, dass sie die anstehenden Aufgaben wieder nicht bewältigen würde. Manchmal verstand Mutter Babettes Krankheit. Das machte sie noch wütender. Ein Mensch, sagte sie dann, muss sich doch zusammenreißen. Nicht mit eigenen Augen späht Mutter durchs Fenster des Häuschens, denn sie geht selten ins Dorf: sie mag die Leute nicht. Die Gründe für diese Abneigung wurzelten in

der frühen Zeit, in den Jahren nach dem Krieg - einer geheimnisvollen Zeitspanne -, als Vater und Mutter, bevor sie das Haus bauten, in einem ganz ähnlichen Häuschen gelebt hatten wie jetzt Manfred und Babette, es war Vaters Heimatdorf. Er war dort geboren und aufgewachsen, bis er mit neun Jahren zu einer kinderlosen Tante nach Dresden geschickt wurde, um dort mit ihr zu leben. In dieser ins Dunkel kippenden Nachkriegszeit hatte Tante Anna, die im Nachbarhaus wohnte, Mutter "etwas angetan", von dem Mutter nicht sagen wollte, was es war (zu schlimm sei die Tat, als dass sie davon reden möge, erklärte Mutter), einer Zeit, als die Frauen das Wasser in Eimern vom Dorfbrunnen holten, so kaltes Wasser, erzählte Mutter, wie sie es später nie wieder erlebt habe.

Es waren die Augen Gesine Meiers, des melancholischen Fräuleins, wie man damals sagte, mit denen Mutter das Chaos in Babettes Wohnzimmer ausspähte, Gesines Ohren, die das Geschrei des Babys aufnahmen, und in der Küche erstattete Gesine Bericht, wenn Mutter Reissuppe kochte für die Kinder von Ursula und Kurt, die draußen in die regennasse Erde Kästchen zeichneten und Himmel und Hölle spielten. Vielleicht lag es an Gesines melancholischer Weise, ihrer ängstlichen Schilderung, dass Mutter manchmal, statt in ihrer Sorge um Manfred den Schwefelbrand auf Babette herabzuwünschen, nur hilflos den Kopf schüttelte, weil Babette ihr Leid tat. Fräulein Gesine war schon alt, war in den letzten Jahren geschrumpft, eine stille Person, mit der Mutter ein Ausspionier-Abkommen geschlossen hatte, da Gesine nicht weit von Manfred und Babette wohnte und weil sie Mutter gern hatte. Unbemerkt hatte sie ihr Leben als Kassiererin bei der Sparkasse hinter sich gebracht und hantierte jetzt sparsam mit ihrer Rente im elterlichen Haus. Sie war die Kusine von Pfarrer Kirschner und schmückte an Feiertagen die Kirche mit Blumen; der Pfarrer hielt nicht viel von ihr.

Zweitens: Manfred

Brunos Redenschwingend-Weltverbesserisches und Richards Hang zur Analyse schlugen bei Manfred ein bisschen ins Blöde. Er war verträumt und nachgiebig, ließ sich ausnutzen, ohne dabei dumm zu sein. Am ähnlichsten war ihm von uns Geschwistern Ursula, die der Fleischmann-Konkurs aber gestählt oder, wie sie es nannte: traumatisiert hatte. Manfred wurde immer wieder ein Opfer der Werbung.

Auf alle Versprechungen fiel er herein. Eine Zeit lang war er zum Beispiel Vertreter für vorgeblich biologische Kosmetikprodukte, quittegelbe Shampoos und nach Erdbeeren riechende Körpercremes, grüne und violette Lidschatten. Die zugrunde liegende Idee dabei war, dass der Vertreter, in diesem Fall Manfred, hätte er erst einmal seine Waren am Feierabend an Tanten, Schwägerinnen und Bekannte losgeschlagen - diese "überzeugt" von der Qualität der Kosmetik haben würde, sodass sie "ins Schwärmen" gerieten, hatte es in einem der Prospekte geheißen, von denen er ein ganzes Paket zugeschickt bekommen hatte, zusammen mit Briefen von höchster Dringlichkeit -, dass Manfred bald selbst kein Vertreter mehr sein würde, sondern der Chef von Vertretern, Bezirksleiter, der seiner Crew junger und "überzeugter" Repräsentanten, schrieben sie, die Kontingente zuteilte, der Provisionen kassierte und ansonsten auf der faulen Haut lag. Zunächst musste Manfred diese dynamische Mannschaft zusammenstellen und genügend junge Männer und Frauen finden, die er mit einem Paket Broschüren und Probepackungen seinerseits überzeugte. Die Produkte musste Manfred erst kaufen. Mutter half aus (wider besseres Wissen). Als Manfred und Babette heirateten, zogen sie mit einem Dutzend Schachteln voller Flaschen und Tuben in das kleine Haus. Die Cremes und Badezusätze wurden nach und nach verschenkt oder aufgebraucht; der Rest vergammelte.

Dann wollte Manfred reich werden. Er entdeckte durch eine Kleinanzeige auf der Rückseite einer Illustrierten ein unfehlbares Lottosystem. Eine stetige Korrespondenz mit Systemspielern in ganz Deutschland begann - doch auch das führte zu nichts. Er verkaufte Körperpflegeprodukte, arbeitete, Briefe schreibend, an seinem sicheren Lottogewinn oder machte in der Nachbarschaft für einen neuen Gartenschlauch - für den im Radio mit einer Mozartarie geworben wurde - Reklame. All das tat er in seiner Freizeit und neben seiner Arbeit als Verkäufer beim Fotografen Schamp in der Stadt, bei dem er gleich nach dem Abitur angefangen hatte, und er wurde nicht müde dabei. Denn es müsse da etwas sein, sagte er zu Lorenz, mit dem er trotz eines Altersunterschieds von fast zwanzig Jahren befreundet war. Sie saßen im Sommer, als das Baby sechs Monate alt war, auf dem Mäuerchen vor Lorenz' Haus. Lorenz schaukelte den Jungen im Wagen und schnupperte im Wind: es roch nach Aprikosenmarmelade.

Es müsse etwas da sein, hatte Manfred am Abend vor seiner Hochzeit zu Lorenz gesagt, dabei war das Verliebtsein bereits Erinnerung, Babettes schmale Hüften, ihre weichen Brüste bloß Erinnerung, aber: Ich will ihr helfen, hatte Manfred an seinem Polterabend, Lorenz betrunken am Arm fassend, beschwörend gesagt: Ich werde ihr helfen. Du, Lorenz, sagte Manfred, als sie vor Lorenz' Haus saßen, ich kann nichts für sie tun. Er betrachtete das Baby und sah vom Kinderwagen zum Schloss, die Dorfstraße hinunter. An der alten Bäckerei bog langsam der Mercedes von Max Gmeiner ein. Es ging das Gerücht, Max Gmeiner wolle das halb verfallene Schlösschen kaufen, was sich im Jahr darauf auch bewahrheitete. Wochenlang beaufsichtigte Gmeiner die Renovierungsarbeiten an den Gebäuden, stiefelte hemdsärmelig durchs Dorf, und abends schallte seine Stimme durchs Wirtshaus, wo er Lokalrunden schmiss und sich mit rotem Gesicht über die Denkmalschutzbehörde aufregte. Die Bauarbeiter verschwanden von einem Tag zum anderen, zur Hälfte eingerüstet überwinterte das Haus, es wurde wieder ruhiger im Dorf, bis es Gmeiner irgendwie schaffte, das Schloss an einen Berliner Zahnarzt zu verkaufen. Ein Deal, sagte Max Gmeiner zu den wenigen, die ihn noch zu Gesicht bekamen, denn er war mehr oder weniger untergetaucht, und zwinkerte dabei übertrieben mit dem linken Auge, so, als hätte er "ein saftiges Ding gedreht und einen Schnitt gemacht", wie er sich sonst gern ausdrückte, und wäre nicht mit großen Verlusten einer Katastrophe entkommen, als hätte er nicht beinahe den Offenbarungseid leisten müssen. Der Zahnarzt blieb im Dunkeln, eine geheimnisvolle Person; unglaublicherweise hieß es mit einem Mal und von mehreren Seiten, er habe ein Verhältnis mit Tante Sophie, die mit Kopftuch und Kittelschürze immer schon mausgrau gewesen war, praktisch ein asexuelles Wesen - natürlich, argumentierte Richard viele Jahre später ganz vernünftig, hätten die beiden eine Beziehung gehabt und so alt sei Tante Sophie noch gar nicht gewesen damals, überhaupt sei Sex immerhin nicht nur für junge Leute.

Genau wie Mutter - die sogar so weit ging, zu sagen: Da kann ich mich gleich hinlegen und sterben - war Lorenz nicht einverstanden, dass Manfred und Babette heirateten, und hatte böse Vorahnungen. Überlege, was du tust, warnte er ein paar Wochen vor der Hochzeit Manfred, du bist erst zwanzig - einundzwanzig, sagte Manfred -, du wolltest immer weg von hier, sagte Lorenz, der selbst in seiner Jugend gereist, in England, Nordafrika gewesen war; auf der Hochzeit hielt er dennoch eine witzige Rede

und pries die Braut. Die Torten und Kuchen zur Hochzeit spendierte Kurt, mit dessen Geschäft es zu der Zeit schnell bergab ging - elf Wochen nach der Hochzeit, auf den Tag genau, sagte die Bank "Ende" und schlossen gleichzeitig die Ladentüren der Filialen und Fleischmanns Hauptgeschäft in der Stadt. Kurt auf der Hochzeit verdrängte die Sorgen und erzählte dem Schwager von seiner eigenen - glanzvollen - Hochzeit mit Ursula, wie überhaupt auf dem Fest viel von früheren Hochzeiten gesprochen wurde, die alle im Rückblick herzlich und legitim erschienen verglichen mit diesem zwielichtigen Bündnis zwischen den beiden jungen Leuten. Es rief ein ungutes Gefühl hervor, wie an sich in den modernen Heiraten und anderen Feiern der Wurm steckte, so die herrschende Meinung. Pfarrer Kirschner, der die schwangere Babette und Manfred, den Chaoten, traute, wählte, um seinem Missfallen Ausdruck zu verleihen, möglichst unpassende Bibelstellen, so zum Beispiel aus Hiob die Stelle, die anfängt: "Der Mensch, vom Weib geboren / knapp an Tagen, unruhvoll, er geht auf wie die Blume und welkt ...", und sparte beim Mittagessen im Wirtshaus nicht mit Schlüpfrigkeiten zum Thema Inzest und Erbmaterial: Das trug zur unruhigen und gedrückten Stimmung bei.

Richard und Bruno taten in seltener Einmütigkeit, was sie konnten, um das Fest für den "Kleinen" zu retten: Sie spielten die Clowns und erzählten am laufenden Band Geschichtchen, lachten laut und mit in den Nacken geworfenen Köpfen, um die ernsten Mienen der Männer aufzubrechen, damit ein Damm gesetzt würde gegen den Zynismus des Pfarrers. Beide jung und gut aussehend, machten sie vor den Frauen einen Diener und plauderten mit ihnen ohne die üblichen Anzüglichkeiten, was gut ankam, aber den Horror nicht bannen konnte, der ihnen auch selbst im Herzen saß: dass Vater vielleicht vergeblich gegen das Niedere angekämpft hatte, dass er sozusagen umsonst gestorben war. Mutter versuchte ihre Söhne am Ärmel festzuhalten, wenn sie unermüdlich von Tisch zu Tisch, von Grüppchen zu Grüppchen liefen, denn sie wollte, dass sie bei ihr blieben, mit ihr saßen, in einem Egoismus, der bei Menschen wie ihr, die ihr ganzes Leben lang darin ungeübt waren, im Alter mit Wucht herausbricht, ein durch und durch naiver und unbewusster Egoismus. Andererseits wollte Mutter die beiden festhalten, weil sie verwirrt war: Auf erschrockene Weise hatte sie in den letzten Jahren mit ihren Kindern gelebt und sich

über sie gewundert wie über die Kinder fremder Leute, die sie Abend für Abend im Fernsehen beobachtete.

Gesine Meier war nicht die Einzige, die ein Auge hatte auf das junge Ehepaar. Lorenz wachte über Manfred: schon seit vielen Jahren, und redete ihm gut zu. Er wusste Bescheid über die Diebstähle: Manfred klaute im Supermarkt eingeschweißten Schinken, T-Shirts und unbrauchbares Zeug aus dem Baumarkt: Ringe für Duschvorhänge und Eisenschwämme. Genau genommen wussten viele im Dorf davon. Vielleicht lag es an der fast weiblichen Geschicklichkeit von Lorenz und an seiner farbigen Redeweise, dass die Männer und Frauen, die wussten, dass Manfred eistahl, keinen Grund sahen, ihn anzuzeigen oder auf andere Weise einzuschreiten. Ab und zu gab es das noch auf dem Dorf, gewisse Spielräume und eine Toleranz, die das Gerede von der Beschränktheit und Beengtheit Lügen strafte: Immerhin erinnerten sich die Leute gut an die unglückliche Hochzeit und verstanden, dass es Menschen gibt, die nicht hingehören, wo sie geboren sind.

- Paris, sagte Lorenz, der schon auf Reisen gewesen war, als es noch ganz unüblich war. Wer in diesem Beruf etwas werden will, muss in die Großstadt, oder Amerika, Arizona, dort muss das Licht sagenhaft sein, und du hast dein eigenes Leben, wenn du fortgehst. Sie hatten, auf dem Mäuerchen saßen, das Baby schlief mit ruhigem Engelsgesichtchen, übers Fotografieren, über die Lichtverhältnisse frühmorgens gesprochen, denn sie waren beide Hobbyfotografen. Lorenz machte gern Aufnahmen morgens im Tau von Spinnweben und Insekten, Gräsern; auf seinen Bildern glitzerte es immer, gab es Reflexe auf dem Wasser und Libellen.

Auto versenken

Nachdem Babette mit dem Baby weggegangen war, geriet Manfred tiefer ins Unglück, denn er hatte immer noch gehofft, ihr helfen zu können: sie und seinen Sohn und sich selbst zu retten. Er begann um sich zu schlagen, beschimpfte die Familie, war Mutter gegenüber wortkarg und geriet in die Bredouille, als er mit seinem Kumpel Peter, einem arbeitslosen Schweißer und Künstler, der Metallskulpturen schuf und den Manfred in der Stadt kennen gelernt hatte, im "Dia" - wo Peter von Zeit zu Zeit hinter der Bar aushalf - die Gäste bestahl: nämlich auf die Weise, dass sie die am Garderobenständer aufgehäuften Mäntel und Jacken durchsuchten; überraschend

viele Gäste im "Dia" ließen ihre Brieftaschen in den Innentaschen stecken. Draußen auf der Straße nahmen die beiden das Geld heraus und warfen den Rest weg. Sie fanden auch Uhren und seltsamerweise in Damenmänteln oft Halsketten oder Ohrringe, einmal sogar in einer Trachtenjacke einen Silberdollar im Etui, den sie einem Penner vor der Stadtbibliothek schenkten, der damit nichts anfangen konnte. Im Herbst angelten sie aus einem am Haken hängenden Trenchcoat einen Autoschlüssel, und Peter, der an diesem Abend nicht arbeitete, sondern herumlungerte, fand gleich den dazugehörigen Wagen auf dem Parkplatz, einen Audi, denn er hatte einen Blick dafür, und es standen auch nur ein halbes Dutzend Wagen unter den beiden Funzellaternen, bei den Büschen waren schwarze Teiche. Wenn die jungen Männer Autos stehen, für einen Joyride, eine Spritztour, muss es Nacht sein und mondklar im Herbst, die Straßen, die neu ausgebauten, begradigten und breiter gemachten Landstraßen, müssen leer sein und trocken, um richtig aufdrehen, das Gaspedal durchdrücken zu können, bei offenem Fenster mit 180 oder 200 Stundenkilometern, das Radio ist nicht eingeschaltet, Bierflaschen in den Händen brauchen sie auch nicht. Der Fahrtwind lärmt, wie ein Sturm in Hollywoodfilmen um ein einsames Haus hoch oben auf den Klippen tobt und die Bäume zerfetzt. So war es auch in der Nacht, als Manfred und Peter in dem geklauten Audi an den Dörfern vorbeirasteten und Sterne glänzten, als sie im entschlossenen Rausch schreiend lachten und ein Käuzchen flatterte unter vorbeifliegenden Zweigen. Manfred, der auf dem Beifahrersitz saß, sah auf der Rückbank das Jackett, hörte auf zu schreien und angelte, schief sich nach hinten drehend, nach der Jacke, um sie zu filzen. In der Innentasche fand er einen Plastikausweis, ein rechteckiges Kärtchen, und las: Polizeioberrmeister Geisthardt. Er sah noch ein Geburtsdatum und Augen hinter eckigen Brillengläsern, dann wurde ihm übel, und erst nach einer ganzen Minute geballter Faust und zusammengespreizter Lippen - das Lippenzusammenpressen hatte er von Mutter - sagte er: Halt an, Mensch, anhalten!

Sie saßen mit dem Wissen, sich tief hineingeritten zu haben, frierend im Wagen, ohne Licht in der Parkbucht, und starrten durch die Windschutzscheibe, sprachen: so ein Mist, ein Scheißbulle und Ähnliches, bevor sie sich zusammenrissen, um einen Plan zu schmieden, Schritte festzulegen, einen nach dem anderen, die sie unternehmen würden, um aus der Patsche herauszukommen, sich am eigenen Schopf

herauszuziehen. Kaltblütig und nervenstark, beschwor Peter, mussten sie eine Strategie finden, die zu einer Lösung führen würde, einer Lösung, die sie von dem gestohlenen Audi trennte, das Auto an einen Ort brachte und ihn und Manfred an einen anderen, besser noch: auch sie beide an verschiedenen Orte, zu einer Lösung, die das Auto aus ihrem Gesichtskreis verschwinden lassen würde. Das war aber schwierig, denn sie saßen darin und waren kilometerweit entfernt von zu Hause; den Gedanken, den Wagen zurückzubringen und auf dem Parkplatz des "Dia" abzustellen, verwarfen sie gleich wieder, denn dort würden die vielleicht schon auf sie warten: perverse Schweine.

Wann immer die Rede auf Manfreds Geschichte mit dem gestohlenen Polizistenauto kam, schlug Mutter die Hände zusammen - sie verfügte über eine ganze Reihe solcher wortwörtlich genommenen Gesten, die sie immer wieder mit theatralischer Betonung ausführte, vor allem wenn es um ihren Liebling Manfred ging und um die Sorgen, die er ihr bereitet hatte und noch bereitete -, aber noch während sie schweigend die Hände rang - wie eine Soldatenmutter bei der Leiche ihres gefallenen Sohnes, daher hatte sie die kitschige Geste wahrscheinlich auch -, lächelte sie plötzlich, zuerst mit den Augen, dann mit dem Mund. Denn trotz der Schande und des Schreckens darüber, dass Manfred damals am Beginn einer kriminellen Karriere gestanden hatte und für immer hätte verloren sein können, fand Mutter das Ganze witzig, hatte heimlich ein Vergnügen daran. Vielleicht war die Vorstellung, wie Fische über die Sitzbänke hinwegschwammen im Winter, unter dem Eis sich wärmten und Ausschau hielten nach einem Aufzuchtort für den Nachwuchs, Laichplätze auf Metall und Velours, wie Algen durch die Fenster wucherten und sich in erinnerter Radiomusik im Wasser wiegten:

- das Quaken der Frösche - oder die Erinnerung an das Quaken der Frösche - nämlich, als sie auf dem Parkplatz standen und in wachsender Anspannung überlegten, was sie tun sollten - bloß jetzt nicht streiten, dachten beide, obwohl sie dem jeweils anderen am liebsten alle Schuld zugeschoben hätten, weil so etwas Erleichterung verschafft, der eine den anderen gern an den Haaren gerissen, gewürgt hätte -, als sie sich bei heruntergekurbelten Fenstern tief in die Sitze drückten und Peter hastig eine Zigarette rauchte, das - vielleicht nur eingebildete - Froschgrunzen brachte Manfred auf die

Idee, das Auto, mitsamt Jacke und Papieren, im Weiher hinter dem Schloss zu versenken.

Sie fuhren durch die Nacht und fühlten sich von tausend Augen beobachtet. Alle paar Minuten war entweder Manfred oder Peter überzeugt, ein Wagen würde sie bereits verfolgen oder würde aus einem heckenverhangenen Feldweg hervorschießen und sie einholen. Durchs Dorf wollten sie nicht zum Teich hin, denn Scheinwerferlicht und ein fremdes Auto weit nach Mitternacht wären den Leuten, die einen leichten Schlaf hatten, sofort aufgefallen; etliche von ihnen fuhren zwar auch einen Audi oder ganz ähnlich aussehende Marken derselben Farbe, sie erkannten ein fremdes Auto aber am Motorengeräusch und am Fahrstil - und natürlich war es ungewöhnlich, dass überhaupt noch einer unterwegs war um diese Zeit.

Sie wählten den Schleichweg am so genannten Graben entlang und durch die Wäldchen dort, einen überwucherten Hohlweg; Zweige schlugen an die Windschutzscheibe und schleiften über das Dach; die Wurzelstöcke von hartem Gras knirschten unter den Rädern, dann streiften sie staubige, trockene Binsen; Peter, der furchtsam das Lenkrad umklammerte, fluchte, während Manfred mit der Hand dämpfende Bewegungen machte: Vorsicht, sachte! An einer flachen Uferstelle, dort, wo die kleineren Kinder, die noch nicht von der großen Baumwurzel springen konnten, sommers ins Wasser wateten, stand der Wagen, mit der Schnauze zum Wasser, gerade richtig, und es war nicht schwer, ihn ins Wasser zu schieben. Der Teich plätscherte leise, gluckste. Langsam sank das Auto, bis zur Hälfte, dann rührte es sich nicht mehr. Sie sahen einander erschrocken an, flüsterten gleichzeitig "Scheiße", gegenüber am sumpfigen Ufer hing Nebel. Manfred warf einen Stein ins Wasser. Das half. Mit einem Rauschen versank der Wagen, und Peter und Manfred sahen, beide mit einem halben Grinsen, zu, standen noch, als die Wasseroberfläche längst wieder glatt war, eine Weile im Mondlicht.

Die Geierwally

Tante Sophies Lieblingsfilm war "Die Geierwally". Wenn sie den Namen "Heidemarie Hatheyer" aussprach, den Namen der Schauspielerin, die 1940 die Geierwally gespielt hatte, hörte sie sich nicht an wie eine in einer pflaumengemusterten Kittelschürze. Die Vorstellung, sie könne ein Verhältnis haben mit dem Münchner Zahnarzt, der selbst - für einen Zahnarzt - eine vornehme Gestalt war - das Verhältnis, über das Mutter je nach Laune sagte: ein Witz, ha, ha, oder: in ihrem Alter ist das ekelhaft -, erschien dann, sagt Bruno, Richard, was selten vorkam, beipflichtend, nicht mehr so absurd: Sie wirkte, wenn sie erzählte, wie von fremder Schönheit erfüllt und wurde anziehend. Tante Sophie erzählt: Die reichen Bauern verachteten das Mädchen, der Vater war ein Säufer und die Mutter tot. Das Mädchen wuchs praktisch auf wie eine Wilde und hütete hoch oben in den Bergen Kühe und suchte solche, die sich verirrt hatten, so war es doch?, sagte Tante Sophie und sah zu Michel, ihrem Mann, hinüber. Der saß wie immer am Fenster. Er hatte bei einem Mopedunfall nicht lange nach dem Krieg ein Bein verloren. Seither interessierte er sich für nichts mehr und sprach kaum noch. Das alte Moped stand im Hof neben dem Holzstapel jahrzehntelang im Winter und im Sommer; Onkel Michel saß mit seinem Holzbein am Wohnzimmerfenster und sah hinaus, wenn Tante Sophie erzählte, und redete kein Wort, weil die Wally und ob sie Kühe hütete oder Ziegen ihn so wenig interessierte wie seine Frau oder seine beiden Söhne: auch ins Wirtshaus ging er nicht oder auf das Wiesenfest im Herbst, immerhin ein gesellschaftliches Ereignis, auf dem sich sogar Leute wie Gabriel mit der Beule blicken ließen, um zu beweisen, dass es sie noch gab. Dabei hatte Wally es dann mit den Geiern zu tun, die sie zähmte, obwohl die Geier wieder die Lämmer fraßen, nicht wahr?, sagte Tante Sophie. Dabei trank sie von ihrem warmen Bier mit verquirltem Ei, von dem sie einen ganzen Samstagnachmittag lang naschte, auch wenn sie Gesellschaft hatte und in der Ecke "Westlich von Santa Fe" stumm über den Fernsehschirm lief, und schaute wieder ihren Mann an, sich wie immer und ihre ganzes Leben lang maßlos ärgernd darüber, dass sie mit einem solchen Klotz und stummen Fisch verheiratet war.

- Er könne sich, meinte Bruno, der mit Richard gekommen war - wir hatten zu Abend gegessen und tranken Wein - nicht vorstellen, dass ein Münchener Zahnarzt, der doch etwas darstelle, mit einer Frau ein Verhältnis hatte, die Bier am Sonntag mit einem

verquirkten Ei darin trank. Bruno kicherte, so, wie wir den ganzen Abend schon gelacht hatten über unsere Erklärungsversuche von Geschichten, die uns wie chinesische Drachennmärchen erschienen. Richard hatte über die verschlungenen Muster der Erotik gesprochen, denn obwohl er die Ruhe selbst war, kannte er sich auf diesem Gebiet aus, während Bruno trotz seines aufgeregten Engagements dazu neigte, sich alles vom Leibe zu halten.

Ein schönes Mädchen war Wally. Die Leute im Dorf nannten sie die Geierwally, stolz war sie und ließ sich nichts bieten von den scheinheiligen Bauern, vom Pfarrer, mit niemandem redete sie, sagte Tante Sophie, dabei war sie hoch gewachsen und schlank mit dunklen Haaren. Auf ihrer Schulter, glaube ich, saß ein Geier. Tagein, tagaus kletterte Wally in den Bergen umher und kroch über Felswände, um verletzte Schafe zu suchen oder vielleicht Kälber, die sich verirrt hatten. Sie lebte allein in einer Hütte mit Blechtöpfen, sagte Tante Sophie, vielleicht auch, dass sie sich um den Vater, den Säufer, kümmerte, der aber nicht nur soff, sondern auch ein brutaler Mensch war. An der Stelle zitterte Tante Sophies Stimme. Herrliches Haar hatte die Geierwally und einen Drang zur Freiheit. Bis der Sohn und Erbe des größten Hofes im Tal sich in sie verliebte.

Von den vier Tanten mochte Mutter Sophie am liebsten, obwohl Tante Sophie Dummheiten von sich gab, sobald sie den Mund aufmachte, und zudem - angeblich - ihren Mann betrog: Dinge, von denen jedes für sich genommen Mutter normalerweise in weißglühende Wut versetzen und Feindschaft garantieren würde. Die Tanten Betti und Marie waren unwesentlich oder "gute Seelen", wie man es nannte, und nur im Stillen ärgerte sich Mutter, dass Vater ihnen manchmal Geld zukommen ließ, denn Betti war Kriegswitwe, und Marie hatte Söhne und den Unhold Franz zum Ehemann, der sie schlug und soff (dabei nichts arbeitete): beide gehörten zu den Ärmsten im Kirchspiel, während Vater praktisch ein Fremder war, der von draußen gekommen war, wie im Buch redete und auf die Misere herabblickte. Dabei - aber das sagte Mutter nicht frei heraus - hatte die Familie selbst kaum das Nötigste, denn es war schwer, fünf Kinder bei einem kleinen Gehalt durchzubringen, selbst wenn sie, Mutter, Gemüse und Obst im Garten zog. Da waren die Schulden auf dem Haus, und da war Vaters Entschlossenheit, den Kindern eine so genannte gute Schulbildung zukommen zu lassen - Bildung ist Macht! War sein Wahlspruch und heimlicher

Triumph -, was bei den Leuten, zu denen wir gehörten, nichts anderes hieß, als dass die Heranwachsenden, statt zum Familieneinkommen beizutragen, den Eltern auf der Tasche lagen, und im Dorf auf Unverständnis stieß: jedenfalls besaß der älteste Sohn von Tante Marie bereits zu einer Zeit ein Auto, als bei uns gar nicht daran zu denken war. Vater wollte auch nicht: Man muss nicht, sagte er, alles mitmachen, und wir brauchen kein Auto, das Geld frisst, und Mutter pflichtete ihm bei, bis Vater - sein Leben lang autolos - starb und es, wie Mutter meinte, es auf dem Dorf ohne Auto nicht mehr ging: Ursula fuhr dann unseren hellblauen VW-Käfer und Richard noch später den Golf.

Der Sohn des Großbauern, erzählte Tante Sophie, Adolf, war ein sehr gut aussehender junger Mann, der morgens singend mit dem Gewehr über die Berge zog, um zu jagen - vielleicht, sagte Tante Sophie, sang er doch nicht, nachdem ihr Mann, dem von seinem Beobachterposten am Fenster aus nicht viel entging, einmal laut geschnauft hatte - welcher Mann sang auch beim Jagen -, denn so ein Sommer in den Bergen ist etwas Herrliches, nicht wahr, sagte Tante Sophie. Dabei verriet er aber nicht, dass er eine Geliebte in der Stadt gehabt und ein uneheliches Töchterchen hatte: das, sagte Tante Sophie, erfährt man erst gegen Ende. Jedenfalls will die Geierwally den Adolf, oder heißt er Hubert?, ermorden lassen am Ende, aus Eifersucht und gekränktem Stolz, denn sie hatte sich in Hubert verliebt. Hubert verspottet und demütigt sie immer, um sie für sich zu gewinnen, und steigt ihr in die Hütte noch. Irgendein Verbrechen hatten die Alten, die Eltern von Hubert, am Vater der Geierwally begangen, weswegen der soff und das Mädchen eine Wut im Bauch hatte.

Tante Sophie nahm einen Schluck von ihrem Bier, auf dem Bildschirm waren Banditen stumm dabei, einen Cowboy aufzuhängen, eine schwarzäugige Indianerin oder Mexikanerin stand daneben und rang die Hände. Im Schrank neben dem Fernseher glitzerten Tante Sophies Sammeltassen, glänzten Reflexe auf den engen Scheiben der Schranktüren, denn es war Sonntagnachmittag und die Sonne stand tief und sandte Strahlen durch Onkel Michels struppiges Haar.

- Sie schämte sich, meinte Richard, weil sie einen Mann hatte, der einbeinig und auch sonst nicht präsentabel war. Die Tassensammlung war neben der Geierwally ihre Leidenschaft - vor dem Münchner Zahnarzt, als sie doch schon ganz alt gewesen sein

musste, sagte Bruno, wenn überhaupt was dran ist an der Geschichte. Erinnert euch, als wir klein waren, wie Manfred den Sammeltassenschrank zum Einsturz brachte. Beide kleine Füße, auf dem Boden sitzend, stemmt Manfred gegen die Seitenwand des Schranks, mit dem Rücken zur Wand, damit seine Kraft gebündelt ist. Manfred ist ein Winzling, stellt aber immer Chaos an; er stemmt und stemmt und genießt das Gefühl, wie unter den Füßen sich langsam etwas bewegt, der obere Teil, der Aufsatz des Schranks rutscht durch die Erschütterung des Unterschranks schräg nach links, wo Manfred sitzt, und dann nach vorn, schwankt und stürzt, vor Manfreds Augen zucken Blitze, Glas- und Porzellansplitter schießen - bunte Libellen - durch die Luft und prasseln auf das Sofa herab, auf den Teppich und Manfreds angewinkelte Beine. Der heruntergestürzte Oberschrank liegt, an einer Seite zersplittert, eingekeilt zwischen Wand und Sofa. Manfred kommt aus seiner Ecke nicht heraus. Er kann nicht fliehen von Tante Sophies Zorn, der das Zimmer in Brand steckt. Wie ein Hündchen zieht sie Manfred mit einer Hand aus den Trümmern hervor, fängt an, mit der flachen Hand Manfred ins Gesicht oder zu schlagen, mit dem Handrücken gegen den aufgerissenen Mund, der noch die Luft rasselnd einsaugt zum Schreien; die andere Hand in den Pullover gekrallt, schüttelt sie das Kind. In den Schrankruinen klirrt es wieder, es gibt neue Einstürze, denn auch die Zwischenböden waren aus Glas. Sie ballt die Faust und bearbeitet damit Manfreds Kopf. Er blutet aus der Lippe und schreit und heult, der Kopf pendelt unter den Schlägen. "Verbrecher", brüllt Tante Sophie immer wieder und weint dabei, die Tränen laufen ihr übers Gesicht. Sie lässt den schlaffen Körper auf das Sofa fallen und schlägt nach einem Blick auf das Desaster mit beiden Fäusten und Armen auf ihn ein, auf Brust und Arme, in den Magen und gegen den Kopf, wie es geht, Manfred ist jetzt stiller: die Luft wird ihm knapp, während Tante Sophie weiter "Verbrecher, Verbrecher" schreit in nicht nachlassender Wut. Ihr Gesicht ist rot und von Tränenspuren verschmiert, ihr Dutt hat sich gelöst, sie will nicht begreifen, was geschehen ist, und ist doch wie berauscht: Sie will den Verursacher der Katastrophe, den Feind und Verbrecher vernichten, und als es Manfred gelingt, sich vom Sofa fallen zu lassen, und er versucht, sich wurmchenhaft fortzuschlängeln, hat sie sich immer noch nicht beruhigt. Sie erwischt ihn wieder und schüttelt ihn jetzt, keucht mit letzter Kraft "Verbrecher". Auf ihrer Kittelschürze war Blut, ihr Mann sah vom Fenster her zu und grunzte ein einziges

Mal: er war schon zu sehr aus der Welt, und wahrscheinlich hätte er sowieso nichts unternommen. Bruno und ich kauerten in der Ecke an der Tür und stimmten in Manfreds "Mama"-Geschrei ein; er hatte Schluckauf und japste. Wir waren klein, doch wir wussten, als wir hochsahen, sie würde ihn umbringen. Wir liefen zu ihr hin und hängten uns an die Schürze, bis sie wirklich aufhörte und weinend auf einen Stuhl sank.

Nur Ursula und Richard nämlich hatten mit Vater und Mutter mitfahren dürfen: Es war in den großen Ferien, ein Ausflug wurde per Bus unternommen zum See und zur Besichtigung des am See gelegenen Klosters, wo es Limonade und Kuchen gab, während wir Kleinen den Nachmittag bei Tante Sophie und Onkel Michel verbringen mussten, die uns hüteten - gefürchtete Sonntage waren das für uns, an denen eine Düsternis herrschte, wie sie Drachenschlösser und Verliese nicht erzeugen konnten. Die Wally, sagte Tante Sophie, sah Adolf auf dem Dorffest mit einer jungen Frau tanzen und schöntun, und weil sie nicht wusste, dass es sich bei der jungen Hübschen um Adolfs Töchterchen handelte, beauftragte sie einen Mörder, einen Jahre davor aus dem Dorf gejagten braunhäutigen Knecht, glaube ich, sagte Tante Sophie, Adolf zu erschießen, ihm aufzulauern, vielleicht hieß er aber auch Hubert, das weiß ich nicht mehr. Dann aber überlegt Wally es sich anders und läuft durchs Dorf und den Berg hinauf, wo der Mörder wartet, so erschrocken ist sie über sich selbst, um den geliebten Mann zu warnen. Hubert, der nichts ahnend den Pfad hinaufsteigt, sieht sie, ihre Zöpfe haben sich im Laufen gelöst ... Es wird alles gut. Sie sprechen sich aus, der gedungene Mörder entläuft über die Berge, und Hubert erzählt Wally von seiner unehelichen Tochter. Sie küssen sich, so geht der Film aus.

Vater hielt Autos für vulgär, umso mehr das Reden über Autos. Die menschliche Vernunft, so seine Überzeugung, war nicht dazu geschaffen, sich stundenlang über PS, Motoren und Höchstgeschwindigkeiten und Benzinverbrauch zu unterhalten; sich am Praktischen zu begeistern, als sei das Praktische zugleich das Schöne, gehe gegen die Kultur, sagte Vater oft; vor allem in dem Jahr bevor er starb, predigte er viel und wurde dabei immer melancholischer. Ursula und Richard waren Teenager, alt genug, um zuzuhören und ab und zu ein Wort, einen Halbsatz einzuwenden. Er wünschte, meinte Richard, wenn wir später versuchten, Vater zu analysieren, er wäre älter

gewesen damals, um mit Vater politisch diskutieren zu könne, über den Nationalsozialismus und die Politik in der Bundesrepublik Fragen zu stellen, während Bruno, der sich in Umweltvereinen und später als Grüner in der Lokalpolitik engagierte, für die Vergangenheit nicht interessierte - er beschränkte sich auf die üblichen Phrasen, denn er hatte keinen Sinn für Geschichte. Den großen Autoboom erlebte Vater nicht mehr; er starb, bevor im Dorf alle Familien erst ein, dann wenigstens zwei Autos besaßen und die Jungen mit vierzehn dem Tag entgegenfieberten, an dem sie mit dem Führerschein beginnen würden: Der Ehrgeiz dabei war, den Führerschein in kürzestmöglicher Zeit, mit einer geringen Anzahl an Fahrstunden zu machen und in den Jahren bis zum achtzehnten Geburtstag so viel wie möglich im Auto des Onkels auf Feldwegen und im Wald zu üben. Es dauerte einige Zeit bis Ferdinand Prößer, der Fahrschullehrer, merkte, dass er nichts verdienen würde, wenn er die jungen Leute nach sieben oder zehn Praxistagen den Führerschein bestehen ließ. Also fing er an, seine Schüler - so viel sie auch heimlich geübt haben mochten - wieder durchfallen zu lassen, und brummte ihnen Extrastunden auf, sodass er doch noch reich wurde. Die Leute schimpften, denn es war nicht leicht, tausend Mark für den Führerschein hinzublättern, doch sie konnten nichts machen, denn die Fahrschule Prößer war die einzige weit und breit. Nach seiner Scheidung von Hannelore, geschiedene und verwitwete Fleischmann (wenn die Rede auf Bernhard Fleischmann kam, wurde er meistens "das arme Schwein" genannt), ließ Ferdinand, der Fahrschullehrer, noch mehr seiner Schüler durchfallen - nicht nur um sich finanziell zu erholen, sondern auch weil er zu einem Menschenhasser geworden war.

Mit den Autos änderte sich auf dem Land die Statistik der Todesursachen dramatisch und grundlegend: Die Jungen starben zuerst; nicht mehr wie früher durch Alkoholmissbrauch oder Erhängen oder - noch davor -, dass die Kinder oft einfach so wegstarben oder in der Jugend einer Epidemie zum Opfer fielen. Jeder vierte junge Mann unter fünfundzwanzig Jahren starb bei einem Autounfall und jede zehnte junge Frau, rechnete Richard vor, als er sich gegen den Bau der zweiten Umgehungsstraße engagierte. Im Wirtshaus sprach er von den Gründen für die vielen Todesfälle, vom Zusammenhang zwischen der erlaubten Höchstgeschwindigkeit, den ausgebauten Straßen und der Raserei der jungen Leute. Es gebe genügend Belege, sagte er, Fakten,

und verstreute Zigarettenasche über den ganzen Tisch. Bruno zu der Zeit kämpfte, wie er es nannte, auf der Straße und demonstrierte im Städtchen mit einem Dutzend Gleichgesinnter, hielt auf dem Marktplatz vor einem Stand mit Flugblättern Reden über die Kastanien, die abgeholzt werden sollten, und Biotope, die zerstört werden würden. Vorübergehende Bauern, die für das Straßenbauprojekt ihr Land für viel Geld verkauft hatten, machten finstere Gesichter, ein paar schüttelten sogar die Faust gegen die jungen Leute. Die Aufregung dauerte aber nicht länger als ein paar Monate, dann wurde der Bau der Umgehungsstraße in Angriff genommen.

Zuletzt starb Helga zusammen mit ihrem neuen Freund, als ihr Wagen auf der vereisten Brücke ins Schleudern geriet und gegen die steinerne Statue des heiligen Christopherus prallte, der stehen blieb und nicht wankte, während das Auto "wie eine Ziehharmonika", so hieß es, zusammengedrückt wurde und Helga, die nach dem amerikanischen Desaster auf ein neues Glück gehofft hatte, und Charlie, den Sohn der Wirtsleute, zerquetschte. Kein schöner Anblick, sagen die Leute, hundertsechzig Stundenkilometer seien die beiden schnell gewesen an diesem Abend, an dem Charlie Helga vom Modegeschäft "Schickita" abholte, wo sie arbeitete, während ihre Mutter die beiden kleinen Mädchen hütete.

Gernot, der Enkelsohn von Gabriel aus der Einsiedelei raste am hellichten Tag mit dem Motorrad in einen Traktor, der aus einem Feldweg bog, und starb, den Kopf sozusagen abrasiert, hieß es; Gernots Freundin terrorisierte tagelang den Bauern und seine Familie mit Telefonanrufen und schrie: "Mörder, Mörder!" in den Hörer. Bald war es nicht mehr auszuhalten, und die Polizei musste eingeschaltet werden.

Überhaupt gaben die jungen Leute gern den Bauern auf ihren Traktoren und den "Opas mit Hut", wie sie es nannten, die Schuld an den vielen Verkehrsunfällen; sie liebten das schnelle Fahren nachts und glaubten an die eigene Sterblichkeit so wenig wie an den Weihnachtsmann.

Der Sohn vom Baumeister Henning, der später Architektur studierte und wegzog, überlebte, nachdem sein Auto ins Schleudern geraten war und am Hang sich überschlagen hatte, behielt allerdings Narben zurück und einen Kopf, der sich verschoben hatte, sodass er oben rechts spitz zuzulaufen schien.

Einmal verbrannten sechs junge Leute, die sich fröhlich in einen Audi gequetscht hatten, auf einmal an einer Kreuzung am Rand des Städtchens, und des hieß, die

Leute dort hätten noch minutenlang schreien hören, ja, angeblich konnte auch später, wer nachts zu einer gewissen Stunde über jene Kreuzung fuhr, Schreie und Wimmern hören: niemand war wirklich abergläubisch, dennoch verbreiteten sich solche Geschichten und hielten sich lange.

Von den Veiglsepps starben zwei junge Männer; zuerst der Achtzehnjährige, betrunken von der Disko nach Hause rasend; sie waren zu fünft im Auto, doch er war der Einzige, der umkam: Brustkorb zerquetscht. Ein Jahr später starb sein jüngerer Bruder, der, ebenso betrunken aus der Diskothek kommend, im Morgengrauen auf kerzengerader Strecke gegen einen Baum fuhr und verbrannte.

Der sozialdemokratische Zweig von Vaters Familie war natürlich in den Dreißigerjahren überwiegend nationalsozialistisch gewesen. Nicht dass man in die NSDAP eintrat. Das trauten sich die Onkel und Tanten nicht zu; aber sie seien stolz gewesen, froh, aufgeatmet hätten sie: sagten sie später zu den seltenen Gelegenheiten, da überhaupt die Rede auf das Thema kam; es sei eine frohe Stimmung gewesen, und die Menschen hätten den Kopf wieder hoch getragen. Die jungen Leute verstünden das nicht, sagten Onkel und Tanten, die Menschen, sagen sie, hätten Hoffnung geschöpft. Es habe Arbeit gegeben, und der Arbeiter, sagte Onkel Franz, der Mann von Tante Marie, einmal, sei unterm Hitler genauso viel wert gewesen wie der Professor. Jeder habe das Gefühl gehabt, an einer gewaltigen Sache teilzunehmen, sagte Onkel Franz, da war er besoffen. Gewaltig!, wiederholte er und breitete dabei die Arme aus, das würde er auch in aller Öffentlichkeit laut sagen, da habe er keine Angst; wieder nüchtern geworden, schwieg er aber.

(Mutters Familie hingegen war fromm, und die Männer waren in der katholischen Gewerkschaft organisierte Arbeiter: eine unheilvolle Kombination in puncto Unterwürfigkeit. Gegen den Nationalsozialismus, weil der "den Herrgott" verhöhnste und abschaffen wollte, war man gefeit, sozusagen: eigentlich, im Herzen, denn nach außen zeigte es sich nicht besonders. Großvater immerhin, ein Lederzuschneider in einer Kofferfabrik und schweigsamer Beter - sogar, in der Tradition von Jakob Böhme, mystisch veranlagt - manchmal lächelte er geringschätzig-wissend, oder er machte Andeutungen von der Art: dass den Leuten irgendwann die Augen aufgehen würden - , ließ Mutter nicht zum Bund Deutscher Mädel und ihren Bruder Konrad nicht zur

Hitlerjugend. Das hatte weiter keine Konsequenzen. Ansonsten war er unauffällig und fügsam, grüßte, außer wenn er mit katholischen Mitbrüdern zusammen war, mit Heil Hitler, und einmal, als Hitler mit seinem Gefolge im Dresdner Traditionsgasthof "Zum Elephanten" logierte und vom Fenster aus der jubelnden Menge zuwinkte, soll Großvater, so erzählte Mutter oft, tief in der Kehle geknurrte und dann verächtlich geschnobert haben, denn das alte, bürgerliche, protestantische Dresden war ihm, der in der katholischen Diaspora lebte, aus irgendeinem Grund heilig, und er verwehrte sich inbrünstig dagegen, dass es "die Bolschewiken", so nannte er die Nazis, "mit ihrem proletenhaften Pomp verdreckten". Unser Großvater mütterlicherseits starb kurz nach Kriegsende an "gebrochenem Herzen", denn, so Mutter, er konnte die Zerstörung der Stadt nicht verwinden.

Die Augen des Führers

(Nach dem Krieg wurden viele Geschichten über die Augen des Führers erzählt.) Es war Tante Anna, die Rote-Nelken-Verkäuferin, die Willy Brandt verehrte und in den alten Brandt sogar verliebt war, die 1938 als junge Frau mit ihrer Betriebslehrlingsgruppe in die Stadt fuhr, um Hitler zu sehen. Sie lernte damals beim Handschuh-Schladerer Näherin, und als Einzige im Dorf und wahrscheinlich weit umher hat sie erstens Hitler persönlich gesehen, ihm zweitens nah gegenübergestanden und drittens die Hand geschüttelt.

An einem Sommermorgen fuhren sie mit Rädern los. Am Himmel war kein Wölkchen, der Sonnenschein war morgens um sechs noch kühl, Tau im Gras am Straßenrand. Der Chef war mit dem Wagen vorausgefahren; er würde in der Herberge auf sie warten. Vier Stunden waren sie unterwegs, und sie mussten sich anstrengen auf ihrem Weg durch die Mittelgebirgslandschaft. An einem Gasthof machten sie Rast, tranken Limonade und aßen die mitgebrachten Semmeln und Äpfel. Als sie in der Stadt ankamen, war es zehn Uhr, und sie irrten noch eine dreiviertel Stunde durch die Vororte, bis sie die Straßen wiederfanden, die in die Altstadt, den mittelalterlichen Kern innerhalb der alten Stadtmauern führte. Anna hatte ihre Periode; sie sei unpässlich, hatte sie zu den drei Kolleginnen gesagt, Lehrlingmädchen wie sie, mit denen zusammen sie fuhr, während die beiden Männer aus der Buchhaltung, von denen einer dem Pulk voranfuhr, der andere ihn abschloss, von ihrer Unpässlichkeit

natürlich nichts wussten, höchstens dass sie merkten, wie missmutig und gereizt sie war. Mit bleischweren Beinen trat sie in die Pedale, wenn es bergauf ging, in den Waden zittern, sodass sie glaubte, sie könne es unmöglich schaffen. Schweiß lief ihr über den Rücken, an den Schenkeln hinunter, und die Hitze hinter ihrer Stirn konnte der Fahrtwind nicht kühlen.

Aus allen Fenstern hingen die Fahnen, auf den Balkonen wucherten bunte Blumen in Töpfen, Katzen schliefen auf Fenstersimsen in der Sonne. Über die Gassen neigten sich spitze Giebel, und sie kamen mit ihren Fahrrädern an glänzenden, sprudelnden Brunnen vorbei. Anna war erst einmal in der Stadt gewesen, auf einer Wallfahrt zur Marienkirche, die im sechzehnten Jahrhundert auf dem Platz einer davor aberissenen Synagoge gebaut worden war: Im Traum sei, hatte ihr Chef und Lehrherr damals in der Wallfahrerherberge erzählt, einem Ratsherrn die Muttergottes erschienen und habe ihn angewiesen, die Juden aus der Stadt auszuweisen, ihren Tempel Stein für Stein abzutragen und an seiner Stelle eine Wallfahrtskirche zu errichten; über zwei Jahrhunderte, berichtete der Lehrherr, hätten die Pilger Brot und andere Lebensmittel zum Kirchlein getragen, mit denen dann die Armen gespeist worden seien. Anna hatte wenig Fantasie, und sie konnte sich die Vergangenheit nicht vorstellen, hatte mit achtzehn dazu wenig Lust; an die Geschichte mit der Wallfahrtskirche erinnerte sich dich deshalb, weil sie immer noch das höhnisch verzerrte Gesicht des Schusterfranz vor sich sah, als sie sie ihm wiedererzählt hatte. Der rote Schusterfranz vertrat daheim den Vater, und so gutgläubig dieser war in den wenigen Wochen im Jahr, die er zu Hause verbrachte - vor allem auch gegenüber seiner Frau -, so spöttisch war jener, und Anna hielt ihn für den hässlichsten Menschen auf der Welt; so hässlich sei er gewesen, sagten die Schwestern auch später untereinander noch oft, dass es einen grauste. Anna war hin und her gerissen zwischen der Notwendigkeit, sich in der Herberge auf der Pritsche zusammenzurollen, bis die Krämpfe in ihrem Unterleib, die jedes Mal mit einer Welle von Übelkeit einhergingen, nachlassen würden, und dem unbedingten Wunsch, mit den anderen auf dem Marktplatz zu stehen, mit einem Blumenstrauß in den Händen, und auf den Führer und all die Uniformierten zu warten, die Rede zu hören. Der Abort auf dem Hof stank in der Sonne, als sie ihre Binde wechselte; durch die Rückwand konnte sie ein Trappeln und Huschen hören - Mäuse an der Mauer, dachte sie, bis ihr klar wurde, dass das, was sie hörte, von der Straße herkam und dass

es die Menschen waren, die zum Marktplatz strömten, leichte Schritte wie das Rauschen der Brunnen, nichts Lautes, kein Geschrei. Nachdem sie den Verschlag verlassen hatte, konnte Anna gedämpftes Lachen hören und das Rufen nach einem Kind.

Ich denke, wie immer im Sommer am Mittag war das Bild zerbrechlich, jedes Geräusch, staubtrocken hinter schützendem Glas, konnte in jedem Moment zerfallen wie die fröhliche Stimmung der Menschen, die durch die Gassen dem aufregenden Ereignis entgegenzogen. Anna sah nach oben in die scharf gegen den Himmel gezeichneten fetten Blätter der Kastanie, unter der sie im Hof die Räder abgestellt hatten, ihr war schwindlig. Die Krämpfe hatten zwar nachgelassen, doch sie fühlte sich immer noch elend, als sie in das Zimmerchen, in dem sie mit den drei anderen Mädchen schlief, zurückkehrte und sich im trüben Spiegel über dem Waschbecken betrachtete. Wie scheußlich sie aussah mit ihrem schneeweißen Gesicht und den schwarz umrandeten Augen, Pusteln am Hals. Das Mieder ihres geblühten Kleides war fleckig vom Schweiß. Auf dem Bett von Geli, dem jüngsten Lehrmädchen, lagen die vier Blumensträuße, die der Chef für sie organisiert hatte; die Jungen würden Wimpel schwenken. Die anderen waren zu Fuß unterwegs, um das Viertel zu erkunden. Sie hatte noch knapp eine Stunde Zeit, sich auszuruhen, dann würde sie mit ihnen gehen, denn nicht nur ihrer Mutter und dem Schusterfranz, auch den Schwestern hatte sie versprochen, genau zu erzählen, wie es gewesen sei, wie der Führer sich gehabe und was er sagte: eigentlich wartete das ganze Dorf auf ihren Bericht. Sie legte sich aufs Bett und schloss die Augen.

Als sich die sechs zusammen mit dem Chef in den Zug der zum Marktplatz Pilgernden einreihen, war die Stille und das gedämpfte Gemurmel weniger sonntäglich, müder. Frauen hatten sich ihre Blumensträuße unter den Arm geklemmt und unterhielten sich übers Mittagessen. Es waren noch anderthalb Stunden, bis der Autokonvoi die kurze Strecke vom Bahnhof zum Marktplatz rollen würde, langsam und mit offenem Dach an den Jubelnden vorbei. Das Gedränge wurde dichter. In der Mittagssonne glänzten die dauergewellten Frisuren der Frauen und an den Jacken der Männer die Knöpfe und Parteiabzeichen. Die Kinder quengelten, doch die Gefahr, dass sie verloren gingen, war gering: Es ging nur in eine Richtung: vorwärts, und umzukehren war ausgeschlossen. Eher noch war es möglich, sich in eine Seitengasse zu schlagen,

aus denen aber auch Menschen mit festen Schritten herauskamen und von der Hauptmenge aufgesogen wurden. Blumen überall. Flaggen. Anna hielt in der einen Hand den Strauß, mit der anderen hatte sie ihre Freundin Roswitha untergefasst. Sie fühlte sich besser. Immer noch ein bisschen schwindlig, und kalte Nässe bedeckte ihre Haut, doch die Schmerzen waren abgeflaut, das Schlimmste war überstanden.

Sie kommen,

riefen die, die weiter vorn gingen und die es von denen noch weiter vorn gehört hatten , und alles blieb stehen und formierte sich, drängte gegen die Absperrgitter, wo Polizisten und Parteiordner Haltung annahmen. Es stellte sich als falscher Alarm heraus, und die Ordnung löste sich wieder auf. Die Leute schoben sich langsam weiter zum Marktplatz, bis es wieder hieß:

Sie kommen, er kommt

und sich alles wiederholte: Alle drehten den Hals und starrten in die Richtung, von wo die Kolonne kommen sollte, öffneten die Lippen zum Rufen, dann war es wieder nichts. Das Ganze wiederholte sich noch dreimal im Abstand von jeweils zwanzig Minuten. Schließlich kamen sie aber doch, der geprobte Ruf und Gruß stieg aus zehntausend Kehlen von Frauen, Kindern und jungen Leuten und Alten, denn die Männer steckten alle in irgendwelchen Formationen. Frauen, Kinder und Alte streckten die Arme aus mit flachen Händen. Alle Münder wurden breit. Die hinten standen, reckten den Scheitel, um sehen zu können. Von der Marienkirche läuteten die Glocken. Roswitha kriegte vor Aufregung den Schluckauf und gickste mit lauten Knallern. Sie standen gleich hinter der Absperrung. Anna fühlte ihre Füße über die Sandalenriemchen schwellen und im Rücken die harte Handtasche einer Dicken, die mit ihren drei festlich angezogenen und geschmückten kleinen Mädchen gekommen war. Das Geschrei fing wieder an, im Schrittempo fuhr der erste Wagen vorbei.

- Gleich im zweiten offenen Auto, sagte Tante Anna, stand der Hitler und hinter ihm Goebbels und ein Adjutant. Der Wagen hielt an. Die Menge schwankte ein wenig: neigte sich nach rechts, dann nach links, nach vorn, nach hinten. Anna streckte ihm die Blumen entgegen, Roswitha streckte ihm ihre Blumen entgegen, und er nahm beide Sträuße und reichte sie an den Adjutanten weiter, der sie auf den Haufen hinten im Wagen legte. Das Auto kam zu Stillstand, auf den Dächern saßen weiße Tauben, sagte Tante Anna, und Hitler, der Verrückte, beugte sich herab und nahm ihre Rechte

in seine beiden Hände. Er sah ihr in die Augen, hinter ihm stieg der Taubenschwarm flügelschlagend ins Blaue. In seinem Blick, sagte Tante Anna, sei etwas gewesen, etwas Gebieterisches, Bezwingendes habe darin gelegen, eine Tiefe, und dass so viele für ihn schwärmten oder sich ihm unterwarfen, sogar intelligente Leute und Ausländer, könne niemand verstehen, der ihm nie in die Augen gesehen hat. Der Grund für Hitlers Erfolg sei seine Persönlichkeit gewesen, die die Menschen in Bann zog: und niemand habe sich dem leicht entziehen können, sagte Tante Anna, auch wenn er ein Verbrecher gewesen sei.

Sie blinzelte in den Himmel, nachdem der Konvoi weitergerollt war, ihre rechte Hand brannte wie Feuer; sie spürte, wie Blut in ihre Strumpfbänder sickerte. Die Schreie waren die Straße hinaufgezogen und leiser geworden. Sie legte den Arm um Roswithas Schultern.

Zeitlebens erschrak Mutter über ihre Kinder, und als Bruno sich mit Max Gmeiner anlegte - da war das Desaster mit Manfred noch gar nicht so lange her - erschrak sie und wunderte sich, sagte aber: "Ich ärgere mich maßlos, an meinem Zorn werde ich noch ersticken", zu allen, die zu ihr in die Küche kamen, wo sie Gurken und Bohnen einkochte, oder sich auf der Terrasse auf einem der halb verwitterten Plastikstühle zu ihr setzten, während sie Stecklinge und Blumenzwiebeln in großen Kübeln setzte. Denn sie war vom Spätsommer bis ins Frühjahr hinein erschrocken und nährte ihren Zorn. Genauso wunderte sich Mutter über Ursulas prinzeßinnenhaftes Talent, die eigenen Wünsche durchzusetzen, wie über die überraschende, der eigentlichen Ichbezogenheit widersprechende Ruhe, ja den Anstand, mit dem Ursula das Schlamassel des Fleischmann-Konkurses überstand und ihre Kinder da herauszog und dass darüber hinaus - denn jene Zeit war zwar laut und demütigend, doch lang nicht das Schlimmste - Ursula danach, als klar wurde, wie viel Schulden noch zurückzuzahlen waren, und Kurt kränkelnd-apathisch auf dem Sofa lag, Stärke bewies und arbeiten ging, denn, so Mutter, arbeiten muss der Mensch, und wenn er arbeitet, wird es auch wieder bergauf gehen. Richards rastlose Vernunft und dass er über vieles Bescheid wusste, war ihr unheimlich; über mich ärgerte sie sich, selbst als ich längst ausgezogen war. Dabei war sie neidisch auf ein eher schweigsames Leben und schwor oft, sie würde von nun an selbst schweigen, vor allem wenn der Versuch, durch Reden eine Erklärung zu finden, fehlgeschlagen war und sie sich verhaspelt hatte. Bruno aber, der alles kommentieren zu müssen glaubte und Reden schwang, dabei neugierig war wie ein junger Hund, ängstigte sie am meisten, denn hier kam die Außenwelt auf noch konfusere Weise als bei Manfred ins Spiel. Er mischte sich in Mutters Augen in Dinge ein, die ihn nichts angingen, woraus Schlimmes entstehen würde, am Ende sogar die Familienfestung eingerissen, die Familie selbst ausradiert werden könnte.

Vater war seit neun Jahren tot

Im frühen Herbst, wenn das Wiesenfest stattfand, war es immer noch sommerlich heiß, der Himmel war wolkenlos, und wir liefen, als wir Kinder waren, in Sandalen und mit nackten Beinen schon morgens zum Festplatz, um beim Aufbau zuzusehen: Die Hörner und Tubas glänzten, turmhoch gestapelte Kästen mit Sinalco, Buden und das Gewirr von Leitungen, erste Gäste, die dick und fest beim ersten Bier saßen.

Später regnete es oft zum Wiesenfest, und in jenem Jahr, als Bruno, der in den Semesterferien nach Hause gekommen war, den Streit mit Max Gmeiner vom Zaun brach und dem Fest beinahe eine politische Wendung gab, herrschte schwüles, drückendes, zugleich kaltes Wetter, und Nebel hing zwischen den Tischen. Trotzdem war wie immer voll am Eröffnungstag. Pfarrer Kirschner hielt wie in jedem Jahr mit eisiger Stimme eine kleine Ansprache. Die Männer legten ihre Mützen auf den Tisch, solange der Pfarrer sprach, dessen drohender Blick ringsum ging, ein paar am Zelteingang spielende Kinder in gelbe Käfer verwandelte und dann lange auf dem Tisch verweilte, an dem Mutter mit Bruno, Gesine Maier und Lorenz saß. Lorenz war ein Dorn im Fleisch des Pfarrers, seit jeher schon, insbesondere aber seit Lorenz im Städtchen eine Hand voll Asylbewerber, die dort in den früheren Schlesier-Baracken untergebracht waren, ehrenamtlich betreute. Dann spielte das Blasorchester, Rufen und Lachen stieg hoch, gleich nachdem Kirschner geendet hatte, und der Geruch von Bratwürsten und Leberkäse. Am Abend würde die Punkband "Rosenresli" auftreten, die aus den "Red Queens" hervorgegangen war - ein paar Jahre davor hatte Bruno bei den "Red Queens" Gitarre gespielt; die moderne Zeit war längst in die Region gekommen. Es gab in den umliegenden Gemeinden - wenn auch nicht bei Pfarrer Kirschner, der sich mit Händen und Füßen dagegen sträubte - Rock- und Punkmessen in der Kirche, in den so genannten Gebetskreisen saßen genau die gleichen Leute, die die Grünen wählten, und diskutierten über Abrüstung und Entwicklungshilfe; Heiraten zwischen Katholiken und Protestanten führten nicht mehr zu Gewissensbissen und ausgedehnten Palavern. Doch noch gab es auf dem Wiesenfest keine vietnamesische Reispfanne oder gebratene Bananen, und obwohl Lorenz sein dunkelhäutiges Trüppchen auch mit in die Kirche brachte, war nicht abzusehen, dass eine Zeit kommen würde, in der es gar keinen einheimischen Pfarrer mehr geben würde, sondern ein Geistlicher aus Indien importiert werden musste, der mit starkem Akzent sein "Lasset uns beten" sang. Pfarrer Kirschner hatte wegen der Asylbewerber - deren Anwesenheit er als Skandal und persönliche Beleidigung empfand - seine Beziehungen spielen lassen, hatte selbst mit dem Landrat gesprochen, der ihm auseinandergesetzt hatte: dass daran gar nichts zu ändern sei von wegen der Gesetze. Früher, als im Dorf die Häuschen sich noch duckten und nicht kreuz und quer in die Kastanienbäume des Schlossparks hineinwuchsen, in jener mythischen Zeit, als Vater

arbeitslos war und Ursula und Richard geboren wurden, lebten in einem Ziegelbau neben der alten Mühle einige Romafamilien, die nach dem Krieg hängengeblieben waren. An der Mauer, erzählte Mutter, saßen drei alte Männer in der Sonne, die Hüte ins Gesicht gezogen, mit angezogenen Knien, und schwiegen; höchstens dass sie, an Grashalmen kauend, zahnlos oder goldkronenblitzend, lächelten und mit zwei Fingern an den Hut tippten, wenn Mutter mit dem Kinderwagen vorbeisob. Die Jüngeren waren Scherenschleifer, oder sie verkauften über die Dörfer ziehend Kurzwaren, die sie in ein Baumwolltuch eingeschlagen über der Schulter trugen. Der junge Heiner allerdings wurde kriminell. Zusammengehalten würde der Clan von der alten Turwanesch - eine Seele von einem Menschen, sagte Mutter jedes Mal, wenn die Sprache auf die damalige Zeit kam. Wir kannten die alte Turwanesch noch, eine große Frau, die aufrecht, mit einem Bündel auf dem Rücken am Straßenrand ging. Auch sie verkaufte an den Türen: Käämme, Tücher und Strümpfe. Ihr Gesicht war ein braunes Meer von Runzeln, und sie trug wie eine Operetten-Zigeunerin große geblümete Röcke, schwarze Blusen und an den Armen goldene Reifen. Sie musste damals schon sehr alt gewesen sein.

- Aber ich dachte, sagte Richard Jahre später, sie lebte noch, als er mich besuchen gekommen war, man hat nie gehört, dass sie gestorben ist. Er saß im Schneidersitz auf dem Sofa und hielt seine Zigarette zwischen Daumen und Ringfinger - wer weiß, wie er es machte. Es kann nicht sein, besann er sich, dass sie noch lebt. Sie wäre ja mindestens hundertdreißig. - Und sie hat geraucht wie ein Schlot, rief Bruno, der in der Küche das Geschirr spülte, durch die offene Tür. Er kam oft abends oder am Samstagnachmittag, denn er lebte eher kümmerlich in einer Einzimmerwohnung von seiner Arbeit als Übersetzer technischer Texte und Gebrauchsanweisungen. - Einmal hat sie Bruno und mir Lutscher geschenkt, sagte ich. - Ja, stimmt, meinte Bruno, es kam nicht oft vor, dass man was geschenkt bekam. - Das war nicht üblich, sagte Richard, der gekommen war, um sich von den Strapazen seiner Beziehung zu erholen: Ines, mit der er seit einiger Zeit zusammenlebte, war anorexisch und selbstmordgefährdet; er hatte ihr in der Buchhandlung, in der er arbeitete, einen Job verschafft. In der Entschlossenheit, seine Freundin zu retten, glich er seinem jüngsten Bruder Manfred, der immerhin als Träumer galt, mehr, als er für möglich gehalten hätte.

Es war die Zeit, sagte Mutter, als wir nichts hatten, nicht einmal fließendes Wasser gab es im Dorf, und Ursula und Richard waren schon da. An einem Abend kam im Schutz der Dämmerung die alte Turwanesch zum Häuschen - denn die Nachbarn sollten sie nicht sehen, es sollte, sagte die Zigeunerin, im Dorf nicht wieder Getratsche geben -, und klopfte, sagte Mutter, an die Tür. In ihrem blauweiß gestreiften Umhängetuch brachte Frau Turwanesh ein Kissen, prall voll Federn, die für zwei Kinderbetten ausreichen würden, sagte Frau Turwanesch; sie habe gehört, dass es Mutter an Betten mangelt, und was sie nicht sagte, aber wusste, war, dass Mutter bei ihren Schwägerinnen - ihren Stolz hinunterschluckend - nachgefragt hatte, ob sie ein Federbett übrighätten, aus dem sich Kinderbetten würden herstellen lassen, wobei sie wusste, dass die Schwägerinnen Betten im Überfluss besaßen, insbesondere bei Tante Anna, die nebenan wohnte, auf dem Dachboden mindestens zwei vor sich hingammelten. Die Schwägerinnen hatten Mutter hingehalten. Sie haben mir nichts gegeben und mir nicht geholfen, sagte Mutter. Die Turwanesch, die - außer ihrem Goldschmuck natürlich - auch nicht viel besaß, war großzügiger als die eigene Verwandtschaft und das ganze elende Dorf, das ganze stumpfsinnige Dorf, sagte Mutter. Sie vergaß es der alten Frau nie, besuchte sie als eine der wenigen mit den Kindern an der Hand, im roten Ziegelbau, wo ein Kanonenofen mitten im Zimmer stand und das lange Ofenrohr auf halber Höhe zum Schornstein führte. Mutter schwieg auch, als Vater sich um Heiner, den Neffen oder Enkelsohn der Turwanesch zu kümmern begann und ihn firmen ließ, wo sie sonst Vaters gute Taten und Einmischungen wenig guthieß und zu hintertreiben wusste. (Bei Heiner nutzte es auch nicht viel. Er schlug eine kriminelle Karriere ein und saß zehn Jahre nach seiner Firmung wegen Mordes im Gefängnis.)

Bruno hatte gerade mal wieder sein Studienfach gewechselt; er studierte jetzt Philosophie und hatte, seit der Pfarrer seine Ansprache beendet hatte, bereits zwei Bier getrunken am frühen Nachmittag; immerhin war es etwas heller geworden, auch wenn die Sonne sich nicht sehen ließ. Am Tisch nebenan saßen Max Gmeiner, Hermann Fleischmann und die Bürgermeister der beiden Gemeinden, die zusammen das Fest ausrichteten, mit ihren Ehefrauen, daneben Dr. Weinzierl, Praxismithaber und potenzieller Nachfolger Dr. Petschus und Junggeselle. Mutter war nach Hause gegangen. Sie hielt Feiern und Herumsitzen für Zeitverschwendung. "Lasst uns gehen,

damit wir bald wieder daheim sind", sagte sie oft. Das lag nicht daran, dass zum Innehalten nicht fähig war, das "Herumsitzen" im eigenen Haus machte ihr nichts aus; sie saß gern mit den Kindern nach dem Mittagessen am Tisch. Was sie nicht leiden konnte, war das gemeinschaftliche Feiern draußen, an einem Ort, der ihr im Grunde fremd geblieben war, seit sie mit einem Holzkoffer in der Hand am Bahnhof, der auf den Feldern zwischen den Dörfern stand, angekommen war; die Fröhlichkeit an einem Ort, vor dem sie sich immer noch fürchtete, der sie, wie sie fühlte, ablehnte und dem Gelächter aussetzte - sie konnte sich ihr ganzes Leben lang nicht mit den Menschen hier befreunden, und Tante Anna musste dafür den Popanz machen.

Lorenz hatte Gesine Maier, die an Arthritis und kaputten Nieren litt und es deshalb, obwohl sie noch gar nicht alt war, auf einer Bierzeltbank nicht lange aushielt, nach Hause gebracht, Bruno aber versprochen, er werde wiederkommen. Bruno trank aus seinem Maßkrug, er war nicht mehr nüchtern und schwitzte in der klammen Schwüle. Er sang vor sich hin :Strangers in the night, strich sich die strähnigen blonden Haare aus dem Gesicht und sah sich lauend auf dem Festplatz um. Auf den Tisch mit den Honoratioren fiel ein Sonnenstrahl; Max Gmeiner aß eine Brezel mit Butter. Damals war über den Handel mit dem Schloß Gras gewachsen. Doch ein neues Gerücht machte die Runde, und Bruno beschloss an diesem Nachmittag auf dem Fest, der Sache auf den Grund zu gehen und die Wahrheit herauszufinden: Es ging um die Einsiedelei, ein abgelegenes Gehöft, das Marianne Fleischmanns Familie gehörte und das sie mit in die Ehe gebracht hatte. Gabriel hatte entweder, wie es einerseits hieß, den Hof gepachtet, oder, meinten andere, er bewirtschaftete ihn, weil er und seine Leute schon immer zum Inventar gehört hatten. Seit einiger Zeit berichteten Sonntagsausflügler und Champignonsucher, die frühmorgens durch die nassen Wiesen stapften, von einem Gestank: wie eine Mischung aus Perwoll und verfaulten Eiern, sagten die einen, eher wie im Sudhaus einer Brauerei, die anderen; einig war man sich, dass der Gestank von den Äckern der Einsiedelei aufsteige und aus dem Silberbach: dort, wo er am Haus der Einsiedelei unter einem Brücklein durchfloss. Es hatte Versuche der Auskundschaftung gegeben: Der Sohn eines Bauern, dessen Felder an die der Einsiedelei angrenzten, klopfte beim Gabriel ans Küchenfenster. Ob er, Gabriel, fragte er, als der alte Mann aus der Hintertür trat, sich den Geruch erklären könne. Gabriel, der mit seinem Horn auf der Stirn Furcht erregend wie Quasimodo

aussah, fing zu schreien und zu fluchen an und forderte nuschelnd, denn er hatte nur noch zwei Zähne, den Jungbauern auf, zu verschwinden. Dem Bauern ging die Sache nahe, denn er seine Wirtschaft zu drei Vierteln auf "Ferien auf dem Bauernhof" umgestellt, mit Kutschfahrten und Beerensammeln für seine Feriengäste, denen er den stinkenden Nebel doch nicht zumuten konnte. Er war es, der aussprach, was andere zwar auch gerochen hatten, worüber sie aber nicht unbedingt reden wollten, und der beim Zusammenstehen Fragen stellte. Ja, sagten sie, was soll man tun? Warum stinkt es in der Einsiedelei? Bruno war an den Nachbartisch getreten und stand vor Marianne Fleischmann, die gerade ihren Bierkrug hochhob. - Ja, was ist das jetzt?, fragte Max Gmeiner. - Ob es wahr sei, dass in den Silos der Einsiedelei Chemieabfälle vergärt würden und sich in der Scheune Giftfässer stapelten?, fragte Bruno. Die beiden Bürgermeister saßen nicht mit am Tisch; sie waren etwas zur Seite gegangen und standen unter der blauweiß gestreiften Zeltplane beim Ausschank, um sich ungestört und ungehört unterhalten zu können. Schau, dass du weiterkommst, sagte Hermann Fleischmann. In seiner roten Pranke quetschte er den Rest einer Bratwurstsemmel, das Blut stieg ihm ins Gesicht. Marianne Fleischmann lächelte schmeichelnd aus ihrem dicken Gesicht; sie glaubte, Bruno einwickeln zu können; aus irgendwelchen Gründen hielt sie sich für sexuell unwiderstehlich. Außerdem gehörte die Einsiedelei im Grunde ihr. Sie hatte das Gehöft mit in die Ehe gebracht, es war seit langer Zeit im Besitz ihrer Familie. Marianne Fleischmann war nicht weniger talentiert als ihr Mann, wenn es darum ging, sich auf krummem Weg Geld zu beschaffen und dabei extra fies vorzugehen, wie Hermann auch beim Fleischmann-Konkurs die treibende Kraft gewesen war. Er hatte Bares sehen wollen, auch wenig, und dafür den Zusammenbruch des Unternehmens in Kauf genommen. Immer gingen die beiden so vor, dass es zwar geheim, aber allen bekannt war - nur konnte ihnen keiner was nachweisen. "Keiner kann mir", sagte Hermann oft. "Die Neidhammel, die einem ans Bein pinkeln wollen, gucken mit den Ofenrohr ins Gebirge", sagte Marianne, die solche Redensarten liebt, immer. Sie war es, die zwischen der Einsiedelei und dem Problem des Direktors der Galvanikwerke in einer kleinen Stadt an der Grenze zur Tschechoslowakei eine Verbindung herstellte: das Problem waren die hohen Kosten einer genehmigten Entsorgung von Basen und Laugen; die Einsiedelei hingegen lag weitab, zu ihr gehörte ein schützendes Wäldchen, und Gabriel war verschwiegen und

ihrem Mann ergeben. (Gabriels Frau war "dumm wie Schifferscheiße, sagte Marianne.) Sie hatte korrespondiert - Betreff: Bedarfsnutzung der Anlagen auf unserem Hof, der "Einsiedelei" heißt - und verhandelt. Ein paar Monate nach dem Zwischenfall am Wiesenfest, als die Protest immer lauter wurden, wurde das Zeug in der Nacht weggekarrt und über die Grenze in den Osten geschafft. Fleischmanns strahlten in Unschuld; wenigstens aber färbte sich die Erde ringsum nach einiger Zeit nicht mehr rot. Das Galvanikwerk geriet ein paar Jahre nach der Wende, nach dem Zerfall des Ostblocks, in die Schlagzeilen, als herauskam, welche schlimmen Zustände auf dem Gelände herrschten: giftige Schlämme wurden in den Fluss gekippt oder vergraben, Behälter waren brüchig geworden und hatten Risse bekommen, sodass die Brühe im Boden versickerte. Es habe ausgesehen, sagte Bruno, als er woanders war und was anderes machte, und er saß bei mir in der Küche und fletschte die Zähne, die Szenerie habe ausgesehen wie in dem Film Robocop, als der Typ auf dem verlassenen Fabrikgelände mit dem Auto in ein riesiges Giftfass fährt und, als er wieder rauskommt, wie eine Wachspuppe zerfließt und dabei brüllt wie am Spieß, dumpf wie ein Ochse. Der Skandal war erst ruchbar geworden, als Schweigegelder nicht mehr bezahlt werden konnten; die Angestellten hatten jahrelang mit der größten Gleichmut und Diskretion bis zu den Knien - meinte Bruno -, in der todbringenden Soße gestanden, und es stellte sich heraus, dass Geldgier und kapitalistische Gewissenlosigkeit vielleicht am Anfang eine Rolle gespielt hatten, dass das Ganze dann aber den Verantwortlichen über den Kopf gewachsen war und der Bürgermeister die hundertfünfzig Arbeitsplätze bei den vielen Arbeitslosen nicht aufs Spiel setzen wollte.

Marianne Fleischmann versuchte immer noch, Bruno einzuwickeln, legte sogar ihre Hand auf seine geballte Faust, mit der er sich am Tisch abstützte. Hermanns Zorn wurde dadurch nicht weniger. Er stand langsam auf, zog die Schultern hoch und breitete wie ein Erzengel die Arme aus. Semmelreste fielen herunter. Er ging zwei Schritte um den Tisch herum, packte Bruno im Nacken und bog ihn vornüber, Bruno stolperte. An Hermanns anderen Arm hatte sich Marianne gehängt, der das aufbrausende und grobianische Benehmen ihres Mannes in der Öffentlichkeit peinlich war - dabei war sie selbst nicht zimperlich, vor allem wenn sie betrunken war, hatte in

der Disko, trotz Alter und Fettleibigkeit, auf dem Tisch, hieß es, einen Striptease aufgeführt.

Bruno stolperte und zog, während er fiel, Hermann Fleischmann, der das Gleichgewicht nicht halten konnte, mit hinunter. Auf allen Vieren begann Bruno sich zu wehren und schlug mit den Armen sich, versuchte strampelnd sich umzudrehen, damit er Fleischmann vielleicht abschütteln könnte, der dann aber von ihm abließ und sich hochstemmte. Um seine Fassung wiederzugewinnen, richtete sich Hermann hoch auf und machte ein paar würdevolle Schritte zur Seite; Max Gmeiner auf der Bank lachte, dass sein Bauch wackelte. Die beiden Bürgermeister hatten sich ins Festzelt verdrückt, um nicht in etwas hineingezogen zu werden. Die Kapelle spielte "Rosamunde".

Inzwischen war Lorenz zurückgekehrt, der die Situation gleich erfasste. Er ging zu Hermann Fleischmann und stupste ihm in die Schulter. Hermann kochte gleich wieder über und wollte mit beiden Händen Lorenz um die Gurgel packen, was wiederum zwei Bauern, die herumstanden, in Rage brachte. Sie stellten ihre Bierkrüge ab, und hängten sich an Hermanns Arme. Lorenz war nämlich trotz seiner seltsamen Neigungen bei den Leuten beliebt: vielleicht weil er einer der wenigen war, die vor Pfarrer Kirschner keine Angst hatten. Die beiden Bauern hielten Hermann im Schraubstock fest. Bruno rief wieder laut: "Was ist mit dem Gift?" Hermann rief: "Halt's Maul!" - "Lass sein"; sagte Lorenz und legte den Arm um Bruno. Kurt und Ursula waren gekommen und redeten auf Hermann ein, der immer noch in der Umklammerung der beiden Bauern steckte. Lorenz führte Bruno nach der einen Seite, Kurt und Ursula führten Hermann zu anderen. Die beiden Bauern griffen sich ackselzuckend wieder ihre Bierkrüge. Kurt murmelte beruhigend auf Hermann ein. Marianne Fleischmann stand schwankend in einem Windkreisel. Max Gmeiners Augen funkelten.

Niemand in der Familie hätte sagen können, wie aus Bruno ein so zäher und dabei glücklicher Bursche geworden war. Als Kind war er nervös gewesen und hatte eine Brille tragen müssen; aus Angst vor den Kopfnüssen, dem Haarbüschel-Ausreißen und Ohren-Langziehen - und nicht nur Pfarrer Kirschner hatte ein Faible für körperliche Züchtigung in einer Zeit, als diese Dinge eigentlich schon nicht mehr erlaubt waren und in den größeren Städten, in fortgeschritteneren Gegenden auch nicht mehr

praktiziert wurden - saß Bruno in der Schule stocksteif auf seinem Stuhl. Auf dem Nachhauseweg nahm er, als er klein war, meine Hand; später hielt er sich für sich und spielte oft allein, hockte nachmittagslang hinten an der Mauer unter dem Birnbaum und las. Er war dreizehn, als Vater starb. Während der Pubertät machte er ein ernstes Gesicht und runzelte die Stirn. Man müsse, sagte er oft, sich entscheiden. Er wurde mit vierzehn Klassensprecher und mit fünfzehn Kommunist; dann trat er aus dem Angelverein aus und richtete sich im Holzverschlag hinter dem Haus ein "Zimmer" ein, damit er atmen könne - so drückte er sich aus. Dort, behauptete er, meditiere er, was aber wahrscheinlich hieß, dass er schlief. Mit siebzehn wurde er Vegetarier und fing an zu predigen. Er stellte den Leuten Fragen und ging ihnen auf die Nerven; das merkte er aber nicht. Während seiner Zeit in der Punkband "Red Queens" schrieb er den zu dem Lied "Right or Wrong": "Right or wrong, the day's a glass cage / While the old goats 'round bray and pray / That we won't hold 'em for ugly / Minds and stupid fat bellies. // Because we're right or wrong today / Why not do it right and stop them? / Right or wrong we are the best ones / And we'll scream it out for joy."

In ihren letzten Lebensjahren gewöhnte sich die alte Meta Fleischmann an Ursula, ihre Schwiegertochter, die Frau ihres jüngsten Sohnes. Das war in den Jahren vor dem Konkurs; Kurt und Ursula warteten sehnsüchtig auf Nachwuchs. Damals hatte man noch Zuversicht. Meta lebte aufwändig, wie sie es gewohnt war, und sah nicht die schwarzen Tintenklekse im lavendelfarbenen Licht über der Aulandschaft. Als ihr Mann, der letzte ehrliche Bäckermeister, gestorben war, hätte sie von Verantwortlichkeiten und Pflichten nichts wissen wollen, und Gesellen und Angestellte hatten gewirtschaftet. Geld für Reisen war immer da. Im Städtchen überhaupt war man auf eine Änderung der Dinge nicht vorbereitet, auf die Beschleunigung im Geschäftlichen, die Konzentration in den Händen einiger Großer, Auswärtiger, das Abbröckeln der für solide genommenen geldlichen Grundlage des bürgerlichen Lebens. Als Meta anfang, zu begreifen, wie unsicher die Zukunft der Fleischmann'schen Läden war, setzte sie sich zu Ursula; zwar weinte sie nicht, seufzte aber manchmal und hielt Ursulas Hand: Kurts körperliches und seelisches Wohlergehen lag ja in dieser Hand. Meta machte sich aus Magda und ihren beiden anderen Söhnen nicht viel, Kurt aber, das Kind des Italieners, war Liebling. Ursula ließ sich gern von Meta umwerben - sie hatte es schwer gehabt am Beginn ihrer Ehe, in der Familie, in die sie - von unten nach oben - hineingeheiratet hatte. Kurts Brüder gingen hochnäsig und lange spöttisch mit ihr um, was sich erst in der Zeit des Konkurses und von Kurts Krankheit änderte. Als alles noch in schöner Blüte stand und Ursula ihr erstes Kind erwartet - sie und Kurt hatten lange darauf gewartet und es viele Monate "probiert", wie sie sagen, und als der Schwangerschaftstest endlich positiv ausfiel und einen deutlich erkennbaren Ring zeigte, ließ Ursula den Teststreifen im Glas noch wochenlang in der Vitrine im Wohnzimmer stehen -, als das Leben noch angenehm zu sein schien, richteten sich Ursula und Kurt teuer ein im alten, unter Denkmalschutz stehenden Kaufmannshaus im Städtchen und geschmackvoll, modern. Viel später, als die Zwillinge geboren wurden, die nicht geplant und nicht gewollt waren, fing es damit an, dass Ursula nie Zeit hatte, denn sie musste ausgehen und sich sehen lassen: im roten Kleid mit roten Schuhen oder im weißen Kleid mit Sandaletten, im bestickten Jeansrock, der aus der Hippie-Ära stammte. Es war eine Zeit der Partys und Feste - und die Zeit verzweifelter Rettungsaktionen.

Pfarrer Kirschners Fischzug

Im Auftrag seiner Kirche war Pfarrer Kirschner in den Sechzigerjahren tätig geworden und hatte in den Dorfschulen hoffnungsvollen, begabten Mönchs- und Nonnennachwuchs rekrutiert: Überreste eines hundert Jahre lang funktionierenden Systems. Deshalb lebte Richard im Internat und besuchte das von Dominikanern geleitete humanistische Gymnasium, während Ursula, noch weiter weg, bei den Karmeliterinnen auf die Realschule ging. Die Nonnen machten mit den Eltern ihrer Zöglinge einen Deal: War die Tochter einverstanden, nach Abschluss der Realschule und beim Erreichen der Volljährigkeit ins Kloster einzutreten, wurden den Eltern die Internatsgebühren erlassen - immerhin fast tausend Mark im Jahr. Da Ursula, als sie sechzehnjährig nach Hause kam, nicht daran dachte, Klosterschwester zu werden, sich vielmehr gleich zum ersten Mal mit dem viel älteren Kurt Fleischmann verlobte - die Verlobung ging nach einem Jahr auseinander; Ursula verlobte sich dann vorübergehend mit dem Sohn von Baumeister Henning, der aber wegzog; fing dann, als sie schon im Rathaus des Städtchens arbeitete, mit verschiedenen Männern etwas an, bevor sie sich aufs Neue mit Kurt verlobte und ihn schließlich heiratete -, hatte Vater, ein Jahr noch bevor er starb, eine große finanzielle Sorge mehr; die Nonnen ließen sich auf Vergleiche nicht ein und sandten über ein Rechtsanwaltsbüro höfliche, in der Sache eisenharte Briefe. Ursulas Schul- und Internatskameradinnen stammten zum großen Teil aus wohlhabenden Elternhäusern, in denen der Wunsch nach einer soliden katholischen Erziehung der Tochter - die so auch "untergebracht" war - den Ausschlag gab. Talentierte Töchter armer Leute gab es immer eine Hand voll. Wenn ein neues Schuljahr begann, waren die Mitglieder dieses Trüppchens Auserwählter an ihren schäbigen Köfferchen und an den vom Kopf abstehenden Zöpfen erkennbar und daran, dass sie mit dem Zug in die Stadt kamen und von Schwester Hildegard abgeholt werden mussten, statt vom Vater oder vom großen Bruder im eigenen Auto im Internat abgeliefert zu werden.

Aus einleuchtenden Gründen waren die armen Mädchen im Internat den sexuellen Übergriffen durch Monsignore Helmbrecht mehr ausgesetzt als die Bürgerstöchter. Anders als Pfarrer Kirschner, dem das Zölibat nichts ausmachte, litt Monsignore Helmbrecht unter der Lust und träumte nachts von apokalyptischen Tieren, erlebte träumend sich in silberner Rüstung; tagsüber erregten ihn die Zöpfe oder so

genannten Affenschaukeln der jüngeren Mädchen und die weißen Kniestrümpfe. Gern setzte er sich ein Mädchen auf den Schoß und betastete es, wobei er danach, wieder allein in seinem Wohnzimmer, masturbierte. Nie besuchte er die Kinder in ihrem Schlafsaal, er passte auf, er vergewaltigte keine kleines Mädchen; er wollte durchaus nicht in Schwierigkeiten geraten, und er glaubte, wenn er unterrichtete oder die Messe las, aus tiefem Herzen an die zehn Gebote und heilige katholische Kirche. Ursula verbrachte im Internat viel Zeit damit, sich mit ihren Freundinnen Strategien, wie den Zärtlichkeiten des Monsignores zu entkommen sei, auszudenken, worunter ihre Noten litten. Sie blieb bis zum Ende eine nur mittelmäßige Schülerin, und Vater und Pfarrer Kirschner, der sich verantwortlich fühlte, schüttelten die Köpfe. Monsignores Helmbrechts Pendant bei den Dominikanern hieß Pater Martin. Richard erzählte seinerseits von Strategien, die Gegenwart des Paters zu vermeiden, so lange es ging, zu fliehen, wenn nichts anderes mehr möglich war; wichtig war, sagte Richard: in der Gruppe konnt er ihnen nichts anhaben, immer zusammen gehen. Nachts im Schlafsaal mit offenen Augen liegen und lauschen. Tuscheln ist verboten; die Jungen haben sich vorher verständigt beim Abendbrot durch Blicke und halbe Sätze. Der Grund, warum Richard dies eine Mal von Pater erzählte, war ein Gespräch darüber, wann ein Verbrechen gerechtfertigt sei. Ines meinte, nicht einmal ein Stück Brot zu rauben, wenn man hungrig ist, sei gerechtfertigt, denn man nehme dieses Stück Brot weg. Sie hatte so großen Hunger! Vor zwei Tagen hatte sie einen Teller voll Kuchenstücken gegessen, Krapfen in sich hineingestopft und dann alles erbrochen. Ihre Haut spannte sich weiß über die Wangenknochen. Vielleicht isst sie deshalb nichts, weil sie glaubt, anderen etwas wegzunehmen. Ein solcher Gedanke machte Richard wütend, und er schluckte und machte ein entschlossenes Gesicht. Hitler aber, sagte Bruno dann, hätte man umbringen dürfen, eigentlich müssen, doch Richtard fiel ihm ins Wort: Hitler sei ein blödes Beispiel, zu extrem und abstrakt; er, Richard, dass man einen Mord planen könne, nicht aus Hass oder Zorn, sondern nur der Notwendigkeit wegen. Er und seine Freunde im Internat, sie waren zwölf oder dreizehn Jahre alt, hätten, ohne dass Fragen des Gewissens oder der Moral ihnen auch nur am Rand eingefallen wären, den Mord an Pater Martin geplant: Ein Jahr, sagte Richard, hätten sie mit der ausgetüfteltsten Vorbereitung verbracht. Als erster Schritt wurden Ideen und Vorschläge gesammelt; nichts war zu weit hergeholt oder

merkwürdig, um in die Sammlung aufgenommen zu werden (sogar eine Verhexung wurde von einigen in Betracht gezogen). Die jüngeren tendierten dazu, Pater Martin in ein Fass mit siedendem Öl zu werfen, ihn mit hundert Pfeilen zu durchbohren oder mit Lepra anzustecken - aber wo im Städtchen sollte man einen eitrigen Leprakranken herkriegen? Die Älteren dachten realistischer und untersuchten die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel, offen stehenden Wege. Vergiftung schien ihnen eine Zeit lang eine Möglichkeit, im Keller des engen alten Stadthauses, in dem das Internat untergebracht war - nur eine Hand voll Mönche wohnte mit den Jungen, viele der Lehrer lebten im Stammkloster vor der Stadt und waren Pendler -, stand, so hatten drei oder vier von ihnen ausgekundschaftet, ein großer Kanister mit Schädlingsbekämpfungsmittel. Die Klügeren zweifelten aber an der Wirksamkeit des wer weiß wie alten Gifts und gaben zu bedenken, dass eine Vergiftung nur mit Mühe als Zufall gedeutet und ein Verdacht für sie alle gefährlich werden könne. Deshalb kamen sie nach wochenlangen Diskussionen in der Nacht zu dem Schluss, dass es ein Unfall sein musste, der den Pater ins Jenseits befördern würde. Nachdem sie das Problem so weit eingegrenzt hatten, dauerte es nicht mehr lange, und sie hatten den einzig möglichen und wahren Weg gefunden.

- Im obersten Stockwerk des Internats wurden zu der Zeit die alten Fenster ersetzt; neue, rohe Rahmen wurden im Mauerwerk verankert und lackiert; es roch nach Öl, an der Fassade lehnten lange, mit schweren Steinen gesicherte Leitern. Drinnen prasselte der abbrockelnde Putz auf ausgebreitete Papierplanen. Die oberen Räume waren vorübergehend evakuiert worden: die Betten aus dem so genannten kleinen Schlafsaal waren im großen Schlafsaal unten aufgestellt worden, sodass dort jetzt fast doppelt so viele Betten als gewöhnlich standen und es noch enger war. Auch der Mathematik- und der Lateinlehrer mussten aus ihren Schlafzimmern in wenig genutzte Büros im Erdgeschoss umziehen.

Nun hatte Pater Martin neben seiner Vorliebe für Knaben - dabei hätte er wohl, wäre er je gefragt worden (er wurde nie gefragt) beteuert, dass er seine Neigung fest unter der Kontrolle des Gebets habe und nie bis zum Äußersten gegangen sei - einen Spleen: Er liebte nämlich alles Handwerkliche. Wann immer ein Klempner oder Schreiner ins Haus kam, steckte er seine Nase hinein und ging den Männern mit seinen Fragen auf die Nerven. Daneben versuchte er sich in Do-it-yourself, was in jener Zeit ein gerade

erst einsetzender Trend war. Er hatte in seinem Zimmer immer irgendein Fahrrad stehen, an dem er herumflickte, und kam mit Zange und Schraubenschlüssel in den Duschaum, um einen Boiler zu reparieren. Als die Renovierungsarbeiten im dritten Stock vonstatten gingen, war es selbstverständlich, dass Pater Martin - er trug, sagte Richard, wie alle Mönche in der Schule keine braune Dominikanerkutte, sondern einen Anzug, und man konnte eine Erektion schon von weitem erkennen - beinahe jeden Tag die Treppen hochstieg, um mit den Maurern und Malern zu fachsimpeln oder, wenn diese Feierabend gemacht hatten, ihre Leitern, Pinsel und Werkzeuge zurücklassend, den Fortschritt der Arbeit zu begutachten. Er besah sich alles aus nächster Nähe, stieg hierhin und dorhin und schüttelte den Kopf: denn er hätte es anders gemacht. Die Kinder wussten natürlich von dem Hobby des Paters; auf dem Wissen von seiner abendlichen Inspektionstour durch den früheren kleinen Schlafsaal fußte ihr Plan. Insbesondere spielte eine Rolle, dass auf eine Anregung des Direktors hin an einem Ende eine zusätzliche Wand eingezogen wurde, um einen Raum zu gewinnen, der, wie der Direktor es wollte, zukünftig als Wäsche- und Kofferkammer dienen sollte. Da, wo die Maurer zu mörteln angefangen hatten, gähnte in der Außenwand ein rohes Fensterloch, ohne Rahmen, mit ausgefranst Mauersteinen, wie eine nicht verheilte Zahnücke. Die neue Wand war bis zur Hälfte hochgezogen, die Türöffnung ausgespart. Hinter der halben Mauer bedeckten Schutt und Mörtelreste den Boden des zwei mal zwei Meter kleinen künftigen Kämmerchens, leere Farbeimer lagen herum; die bröckelnde Brüstung des unfertigen Fensters war nicht höher als dreißig Zentimeter.

Geräuschlos wie Indianer waren die Jungen dem kleinen, dicken Pater nachgeschlichen und wussten Bescheid über seine Gewohnheiten im Oberstock. An dem entscheidenden Tag stand Pater Martin schnüffelnd wieder auf der Baustelle und erklimmte die Stehleiter der Maurer, um die Arbeit zu kontrollieren. Am Fuß der Leiter hatten Richard und die anderen ein Häufchen schlüpfrigen Sand, einen umgeworfenen Mörtelimer, einen alten, mit trockenem Mörtelstaub gefüllten Putzlumpen und einen Besenstiel so arrangiert, dass das Ganze erstens unbedingt zu einer tödlichen Rutsch- und Stolperbahn werden musste und zweitens: nicht als Arrangement zu erkennen war, sondern ganz natürlich aussah. Als zweites wichtiges Element hatten sie die Sprossen der Leiter mit Seife eingeschmiert. Sie waren in der

Nacht davor zugange gewesen; das kam vor, dass die Jungen nachts Dummheiten trieben, und die Patres wussten es und ließen fünf gerade sein, solange es sich nicht häufte und bei den Streichen nichts zu Bruch ging. Es war kurz vor dem Abendessen, als Pater Martin, der seine pädophilen Neigungen oft verfluchte, tief drinnen aber zu Gott betete, dass sich nichts ändern möge an seiner Lust, auf der Leiter stand und die Steine beklopfte. Wie die Kinder berechnet hatten, geriet der Pater auf der zweitobersten Sprosse ins Rutschen, suchte Halt auf der nächsten, glitt wieder aus und holperte so die ganze Stehleiter hinab. Auch auf dem sandigen Boden fand er keinen stand, stolperte über den Eimer, ritt auf Besenstiel und Putzlumpen, armwedelnd, ein Stück auf die Fensteröffnung zu, fiel hin und zur Hälfte hinaus. Wie ein dicker Harold Lloyd hing er in der Luft, erzählte Richard, genau über ihnen, die in einer Traube die Köpfe aus dem Schlafsaalfenster steckten, die Gesichter nach oben gedreht. Aber Pater Martin stürzte nicht hinunter aufs Pflaster, er fing sich und hielt sich und hangelte sich ins Zimmer zurück. Bald nach diesem Zwischenfall wurde er in eine andere Stadt versetzt - sei es, dass den Patres mulmig zu werden begann, sei es, dass die Versetzung zufällig in diese Zeit fiel.

Im Städtchen waren in den Fünfzigerjahren zwei Kinder sexuell missbraucht und ermordet worden. Ein Bub und ein Mädchen im Mai; ihre Leichen waren nach dreitägiger Suche in der Schlehenhecke gefunden worden; der Täter aber war unentdeckt geblieben. Die Erzählung hing unsere ganze Kindheit hindurch in den Lüften: vom Lustmörder, der kleinen Kindern auflauerte, um sie zu erwürgen, weil es ihm gefiel, aus Laune und Lust eben. Es war verboten, allein über die Felder oder in den Hügeln zu streifen. Ein solcher Unhold war schwer zu fassen und sich vorzustellen: wahrscheinlich trug er einen Mantel mit Kapuze, und irgendwo unter den Bäumen hatte er sein Auto versteckt, das ihn nach dem Mord weit wegbrachte. Elias, der Weißrusse und Exhibitionist, trug immer die geflickten Hosen irgendeiner Winteruniform und eine braune Strickjacke. Die Hosen machte er auf, um den kleinen Mädchen im Dorf sein Glied zu zeigen: an Jungen hatte er kein Interesse. Wir Mädchen im Dorf hatten uns genau wie die Jungen zwei oder drei Sommer lang zu einer Bande zusammengeschlossen. Um in die Bande aufgenommen zu werden, musste eine Mutprobe bestanden werden: Es galt, langsam an dem heruntergekommenen Häuschen von Elias, dem Weißrussen, verobeizuschlendern

und einen Blick auf den haarigen, roten, halb aufgerichteten Penis des alten Mannes zu werfen. Danach musste die Kandidatin natürlich so schnell wie möglich wegrennen und an unserem Treffpunkt im Wald, im so genannten Bunker - ineinander verkeilte, von Gebüsch überwachsene Baumstämme - Bericht erstatten. Wir kicherten und pafften Zigaretten. Nur Babette von den Veiglsepps, die klein und zart war, weinte, nachdem sie mit ihrer besten Freundin Helga die Mutprobe gemacht hatte, und erbrach sich.

Unter der Brücke, die am Dorfeingang über den Bach führte, wurde Ursula, ein paar Jahre bevor sie ins Internat kam, von Rudi, dem halbwüchsigen Sohn der Lina Dönhoff, gezerzt, der gerade unterhalb des heiligen Nepomuks sie zu vergewaltigen versuchte. In Todesangst wehrte sich Ursula gegen die Umklammerung des 16-Jährigen, der ihr Röckchen hochgeschoben hatte und an ihrer Strumpfhose riss. Sie wand sich los, kroch auf allen Vieren die Böschung hoch und lief nach Hause. Mutter packte Ursula mit Bettdecke und Wärmflasche aufs Sofa, doch noch Stunden später, als Vater von der Arbeit kam, zitterte Ursula und weigerte sich, den Kopf aus dem Kissen zu heben und die zusammengekniffenen Augen aufzumachen. Vater, der sich halblaut mit Mutter beriet, traf die Entscheidung, zunächst Dr. Petschau zu benachrichtigen, dann zur Polizei zu gehen und Anzeige zu erstatten: schließlich hatte Ursula den Namen des Angreifers genannt. Dann aber klingelte es an der Haustür, und Lina Dönhoff kam herein, und gleich brach sie in Tränen aus und rang die über den Kopf gehobenen Hände. Vater solle doch, in Gottes Namen, von einer Anzeige absehen, um Christi willen nicht zur Polizei gehen, denn es nichts Schlimmes geschehen. Der Mann habe den Buben bereits verprügelt. Die Schande werde sie nicht überleben. Ein Spätkömmling sei der Martin gewesen, sagte sie, sich auf einem Küchenstuhl niederlassend, und eine ungute Sache sei es gewesen, dass sie in dem Alter noch einmal schwanger wurde. Ganz richtig sei es nicht mit dem Kind; böse meine er es nicht. Wild sei er. Aber er verstehe es doch nicht. Die Schande, rief sie immer wieder, und dass es nicht noch einmal vorkommen werde. Vater ging nicht zur Polizei, und solange die Metzgerei Dönhoff noch existierte, gab es immer mal wieder eine große Tüte voller Wurstabschnitte oder Suppenknochen für Mutter. Als der junge Rudi unter der Brücke Ursula überfallen hatte, war es früher Abend gewesen, im Herbst; die Schatten der Weiden und des heiligen Nepomuks hatten über

dem Gras gehangen, schwankend über den Bach weg zum anderen Ufer und weiter, wo in den Haselnussträuchern schon pechschwarze Nacht war. Vom Dorf wirbelten die Lichter herüber. Vor nichts fürchtete Ursula sich später im Internat mehr als vor der frühen Dämmerung, wenn es keinen Halt mehr zu geben schien: die Zeit nach dem Abendessen, wenn Monsignore Helmbrecht aus der Kapelle am anderen Ende des langen Flurs trat.

Für Manfred, Bruno und mich hingegen war es der Tag, der Sonnenschein, den wir fürchteten, denn Onkel Georg, der Mann von Tante Anna, brauchte die Dunkelheit nicht, und ihm war auch egal, ob Junge oder Mädchen. Wenn wir im Garten spielten, hörten wir Onkel Georgs Schritte auf dem Sandweg und entsetzten uns, obwohl Onkel Georg nicht der Lustmörder im grauen Anorak, das Gespenst war, sondern mit uns auf der Schaukel und auf der Gartenbank spielen wollte. Wir wussten nicht genau, was uns entsetzte; er drückte uns fest an sich, gegen sein Geschlecht; er stank nach Schnaps; er rieb sein unrasiertes Gesicht an unseren Wangen. Wir wussten nicht, was es war, und sagten nichts zu Mutter und Vater. Wir wollten nicht allein sein und lieber immer zu dritt spielen. Das Beste war, sobald es ging wegzulaufen.

Unsere Bibliothek

"Wer das Weinen verlernt hat, lernt es wieder beim Untergange Dresdens" hieß das Motto von Gerhart Hauptmann vorn in David Irvings "Der Untergang Dresdens", und der Satz wurde häufig in feierlichem Ton zitiert - von Vater -, ich erinnere mich an den ernsten Rhythmus der Worte und dass ich mir als kleines Kind nicht vorstellen konnte, wie man das Weinen verlernt; später von Mutter, meistens unwirsch und manchmal seltsamerweise beinahe sehnsüchtig. Ich habe das Irving-Buch nie gelesen; das Bombardement und der Brand Dresdens waren ein Spektakel in unserer Wohnstube: die Flüchtlingszüge, hunderttausende von Flüchtlingen auf Leiterwagen, mit Holzkoffern und Bettenbündeln, die auf den Elbwiesen campierten und dann verbrannten im Phosphorregen; und die armen Menschen, die sich in der Hoffnung, die Flammen zu löschen, in ihren brennenden Kleidern von den Brücken in die Elbe stürzten, mussten begreifen, dass das Wasser dem glimmenden Phosphor, der sich durch die Kleider und in die Haut fraß, nichts anhaben konnte. Wenn es wenigstens, sagte Mutter fachmännisch, kriegswichtige Ziele gewesen wären, aber weit und breit gab es keine Munitionsfabrik oder Ähnliches, sagte Mutter, nur eben Kilometer um Kilometer Flüchtlingstrecks. Dann kamen die Tiefflieger, die auf einzelne Flüchtende schossen, Jagd auf Menschen machten. Als Richard seine Lehre als Buchhändler machte, warf er an dieser Stelle immer ein, dass die Sache mit den Tieffliegern nicht wahr sei, wie er in historischen Untersuchungen gelesen habe - er las viel damals, er wollte "alles" über die Zeit des Nationalsozialismus wissen -, woraufhin Mutter immer zornig wurde, sich aber beherrschte und entgegnete, sie verstehe nicht, wie jemand, der lange Zeit nach dem Krieg geboren war, alles besser wisse, als Leute, die dabei gewesen waren und die Dinge mit eigenen Augen gesehen hatten. Richard sagte dann nichts mehr.

Richtig dabei gewesen war Mutter eigentlich erst in den Tagen nach der Bombardierung, denn Großvater hatte die Kinder aus der Stadt zu Bekannten geschafft. Mutter erzählte von dem Feuerschein, der die Nacht kilometerweit erleuchtete, als sie mit ihrem Bruder nach Dresden zurückkehrte, um nach Verwandten und Bekannten zu suchen: Niemand wusste etwas, alle fragten; die Fragen gingen von Mund zu Mund; Zettel wurden weitergereicht, jeder hatte eine Suchaufgabe und eine Suchmethode. Mutter sollte herausfinden, ob "Tante

Kaltenbrunner", wie Vaters Tante, bei der er, seit er elf Jahre alt war, lebte, ausgebombt, verletzt oder tot war, ob das Haus noch stand, in dem sie ihre Wohnung hatte. (Später wusste niemand mehr, wie es gekommen war, dass Vater bei der wohlhabenden, verwitweten und kinderlosen Dresdner "Tante" abgeliefert worden war und der "wie ein Prinz", so hieß es, aufwuchs, statt sich mit den Schwestern die Armut und die Stiefväter zu teilen. So lernten Mutter und Vater sich kennen: Unsere Großmutter mütterlicherseits war Gemeindeschwester und besuchte "Tante" Kaltenbrunner, die gerade von einem Krankenhausaufenthalt nach Hause zurückgekehrt war: ihr war der entzündete Blinddarm entfernt worden. Mutter war damals etwas über zwei Jahre alt; und Großmutter nahm das Kind zu ihren Krankenbesuchen mit. Vater war dreizehn und trug Mutter unten auf dem Bürgersteig umher, während Großmutter und "Tante" Kaltenbrunner Kaffee tranken und strickten. Mutter machte an Vaters Hand trippelnde Schritte die Straße hinunter, vorbei am Porzellangeschäft und am Bäcker, bis zum Herrenausstatter, ein Geschäft, das ein Geheimnis barg, denn "Tante" Kaltenbrunner plante weit voraus und war fest entschlossen, von dem Geld, das ihr verstorbener Ehemann hinterlassen hatte, dieses Geschäft für den Jungen, ihren Pflegesohn, zu kaufen, sobald dieser seine Kaufmannslehre abgeschlossen haben würde. Nichts weniger. Ein guter und solider Plan.)

Mutter konnte die Straße nicht wiederfinden; die Menschen, die mit ihr über Trümmer kletterten und von einer immer dickeren Schicht Staub bedeckt waren, fragten nach den Namen von Plätzen und Familien; wenigstens Wahrzeichen und Erkennungspunkte glaubten viele, müssten doch noch da sein: das Warenhaus, ein Hotel, eine Brücke. Die Stadt kroch über die Erde, nichts mehr ragte höher, nur einzelne Stahlträger, Gerippe, schmale Mauerstücke wie Finger; alte Männer mit Armbinden errichteten Sperren und warnten die Suchenden vor Einsturz und Brandgefahr, doch die Menschen kletterten weiter. Plünderer würden an Ort und Stelle aufgehängt, sagten die mit der Armbinde. Mit einem Grüppchen Menschen, die in die gleiche Richtung unterwegs waren, zog Mutter weiter. Das Straßenschild stand noch, doch die Straße gab es nicht mehr; aus den Schuttbergen qualmte es; der Herrenausstatter, der Bäcker, das Porzellangeschäft und "Tante" Kaltenbrunners Wohnhaus waren fort; die Trümmer selbst, erzählte Mutter, rumpelten und regten

sich. Sie konnte sich später nicht mehr erinnern, wie sie "Tante" Kaltenbrunner schließlich wiedergefunden hatte und wer ihr den Tipp gegeben hatte - in der Stube einer befreundeten Familie, in der sich die Ausgebombten drängten und dicht an dicht hockten. Schimpfend habe die Tante auf einem improvisierten Kissenbett in der Ecke gelegen, so streitsüchtig wie je, und habe Mutter sofort befohlen an Vater im Russland eine Feldpostkarte zu schreiben. Sie war, so Mutter, eine furchtbare Alte. Neben David Irvings Buch im Regal stand das Tagebuch von Erich Ebermeyer in zwei Bänden, "Denn heute gehört uns Deutschland ..." und "... und morgen die ganze Welt" und daneben ein schmales, hellblaues Büchlein, eine Novelle des gleichen Autors, in der ein Vater versehentlich im Wald den eigenen Sohn erschießt, denn dieser hatte sich verkleidet und zudem, wie ich mich erinnere, mit der Büchse auf den Vater angelegt. Denn er wollte den Tod. Der junge Sohn starb in den Armen des Vaters. Vater hatte aus seiner Jugend Nietzsche mitgebracht ("Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik") und eine Feldpostausgabe von Rilkes "Cornet". Dann kamen die verkürzten Romane von Reader's Digest, immer vier in einem Band, und die gesammelten Einzelhefte von Reader's Digest mit der Rubrik "Gewusst, was", mit deren Hilfe man Fremdwörter lernen konnte, mit den von sich erzählenden inneren Organen ("Peters Bauchspeicheldrüse erzählt"), die Körperfunktionen und Krankheiten erklärten, und die spannende Serie "Drama im Alltag", zum Beispiel über die Familie in der Wüste von New Mexico, in der die Mutter den beiden verdurstenden Kindern Buntstifte zu essen gab. Auf dem Dachboden und auf den Schränken im Kinderzimmer lagen Stapel um Stapel eines katholischen Kinder- und Jugendmagazins mit dem Titel "Der Schutzengel" - gebundene Jahrgangsausgaben, die Pfarrer Kirschner im Zuge seines Talentscoutings in armen Familien Vater überlassen hatte. Die Jahrgänge reichten von 1922 bis 1934. Darin standen Lieder und Rätsel und Geschichten über einen Bub, der in Versuchung geführt wurde von einer älteren Dame "mit brennenden Augen", hieß es, der aber sauber blieb, aber auch moderne biografische Erzählungen über Thomas Edison und Carl Siemens und Rubriken über Gebräuche in fernen Weltgegenden, in Feuerland oder im Kaukasus zum Beispiel. Im Wohnzimmerschrank stand seltsamerweise ein Büchlein des protestantischen flämischen Autors Felix Timmermans, eine Novelle, in der ein in einem Zirkuswagen hausender alter Mann, ein Alkoholiker und Intellektueller seine geschiedene Frau im

Krankenhaus besucht, die er hasst, seit sie ihn verließ, und die Frau liegt im Bett und trat vor ihrem vom Krebs zerfressenen Gesicht eine weiße Porzellanmaske, ein Puppengesicht, und der Mann bereut und weint, und so fort. Ansonsten waren die von Mutter herstammenden Bücher katholisch, zum Beispiel "Der Pfarrer vom blühenden Weinberg", oder nationalsozialistisch: wie die Geschichte von dem Arzt, der Matrose wurde:

Er hieß Hans und saß im Zug. Ein Matrose kam ins Abteil und wuchtete seinen Seesack ins Gepäcknetz. Der Matrose hatte ein frisches und gesundes Gesicht; Hans war blass und grübelte über sein Unglück. Er wollte nicht gestört sein und ärgerte sich, als der Matrose fröhlich von seiner Schwester erzählte, die ihm den Seesack gepackt hatte und nicht gehen lassen wolle, und von dem Schiff, auf dem er angeheuert hatte und das morgen auslaufen würde. Hans, des Arztes, Unglück bestand darin: Er hatte als Allgemeinmediziner in einer kleinen deutschen Stadt praktiziert. Er war ein talentierter Arzt voller Idealismus und verlobt mit der Tochter eines angesehenen Industriellen, und so waren seine Zukunftsaussichten die hellsten gewesen. Hässlicher Neid war nicht ausgeblieben. Die jüdischen Ärzte in der Stadt warteten im Hintergrund, bis sich ein Angriffspunkt fände, ein Riss sich zeigen würde in der glänzenden Rüstung des jungen Mannes. Hans ahnte von diesen Intrigen nichts - zumal die Hakennasigen mit ihm wohlwollend und lächelnd umgingen und ihn bei seinen Bestrebungen, die Gesundheitsversorgung der Bevölkerung zu reformieren - oh, er hatte zahlreiche große Ideen -, nach außen hin sogar unterstützten. Dann geschah es, dass an einem späten Nachmittag im April - es war ein langer Winter, draußen lag Schnee - ein blutjunges Mädchen, die verwöhnte Tochter eines Kaufmanns zu ihm in die Praxis kam und von ihm verlangte, dass er eine Abtreibung vornehme. Allerdings wurde diese Tatsache umschrieben: der Autor setzte voraus, dass der erwachsene Leser gleich wusste, worum es ging. Hans war zutiefst gegen die Abtreibung eingestellt, die zum einen die Frau gesundheitlich und moralisch korrumpiere, zum andern geradewegs an der Substanz des deutschen Volkes zehrte. Deshalb verweigerte er der jungen Frau den geforderten Dienst, und dafür musste er bezahlen. Die Industriellentochter löste die Verlobung auf, die Freunde im Klub, in den er an einem hellen Frühlingstag sich im weißen Anzug und mit seinem Spazierstock begab, grüßten, wenn sie es nicht vermeiden konnten, verlegen und

verdrückten sich dann; Gerüchte stiegen auf: Der junge, viel versprechende Doktor führe illegale Abtreibungen durch, stelle, so kam ihm zu Ohren, überhöhte Rechnungen aus. Die Patienten blieben aus. Hans musste die Praxis schließen. Die jüdischen Ärzte hatten gesiegt, und das im Kern morsche und feige deutsche Bürgertum zollte Beifall und verstieß den Verleumdeten aus seiner Mitte. Bittere Gedanken beherrschten Hans, als er im Zug dem Matrosen gegenüber saß. Den Zielort Hamburg hatte er am Bahnhof der Stadt X willkürlich gewählt. Frühmorgens war er gegangen, durch die menschenleeren Straßen, nur ab und zu sah er eine flüchtige Bewegung in einem Fenster, hinter einer Gardine. Der Matrose hatte inzwischen begriffen, dass sein Gegenüber keine Konversation wünschte; er sah angelegentlich zum Fenster hinaus, lächelte leise, und das Lächeln blieb in seinen Zügen haften, als er sanft einschlief, mit zur Seite geneigtem Kopf. Hans betrachtete den Matrosen, vom dem noch im Schlaf Lebensfreude und Harmonie ausging. Wie konnte jemand so glücklich sein, dachte Hans, in einem korrupten Land, das jedes Streben in der Blüte vernichtete?

Im Hamburg-Altona angekommen, lächelte der Matrose Hans noch einmal zu und wünschte ihm einen guten Tag. Dann wuchtete er sich den Seesack auf die breiten Schultern und stieg aus dem Zug. Hans ließ sich durch die Straßen Hamburgs treiben, nach St. Pauli, wo jetzt am Abend die ersten Prostituierten in den Torgängen auftauchten: mit großen Augen, mager, von der Syphilis und der Alkoholkrankheit ausgezehrt. Viele Stunden lief Hans umher, trank ein Glas Rum an einem Stand, wo ein rotgesichtiger alter Matrose bediente, und lief weiter; Negermusik dröhnte mit dem grellen Licht zusammen aus den Türen der Tanzlokale.

Nach stundenlangem Umherwandern jedenfalls beschloss Hans, sich im Hafen zu ertränken, ließ sich von einem Poller ins Wasser gleiten, wurde gesehen und gerettet, und zwar von einem Matrosen, der der Matrose aus dem Zug war. Der Matrose brachte Hans auf "den Kahn" wie er sagte, eines Alten, seines Freundes. Hans entwickelte ein Fieber, wurde von dem Alten und dem Matrosen gesund gepflegt; sie schenkten ihm Matrosenkleider, und er heuerte mit seinem neuen Freund auf einem Schiff an, das nach Südamerika fahren würde. Hans war jetzt Leichtmatrose und musste sich an die schwere körperliche Arbeit gewöhnen. Er schrubhte das Deck und wurde braun gebrannt. Das Fieber, das er sich bei seinem Bad im Hafenwasser

zugezogen hatte, steckte ihm aber noch in den Knochen und brach wieder aus, so dass er in seiner Koje liegen bleiben musste und der Schiffsarzt ihn besuchte. Hans fieberte und redete mit dem Arzt und fragte ihn, ob er auch bei Professor Mallwitz gehört habe, so dass der Arzt gleich den Verdacht hatte, es handle sich hier nicht um einen echten Matrosen und der junge Mann berge ein Geheimnis. Diesen Verdacht hatten übrigens auch bereits Hansens Freund, der Matrose aus dem Zug, und der Alte vom Kahn geschöpft, aus Diskretion und Verständnis aber nicht davon gesprochen, denn sie waren gemütvolle, zartfühlende und sittliche Menschen, Nationalsozialisten mit Klugheit und unverdorbenem Humor. Der Feind war der Kommunist Josef, der rote Haare und einen Buckel hatte und umstandslos "der Rote" genannt wurde. Nachdem Josef versucht hatte, den schönen Hans von der Sache des Kommunismus zu überzeugen - den Kommunisten aber gehe es nicht um die Menschen und die Rechte der Arbeiter, sondern um die eigene Macht und um die Verneinung an sich, erklärte dem frisch gebackenen Matrosen der Erste Offizier, und Hans verstand es -; als es dem Roten nicht gelang, Hans einzufangen, verfolgte er ihn unnachgiebig, schwärzte ihn beim Kapitän an - der rauh, aber geradlinig war und den Buckligen hinauswarf - und tat alles, um Hans bei einem Fehler zu entdecken oder ihm sonst irgendwie zu schaden, bis sein Hass ins Unermessliche gewachsen war und er oben an der Eisentreppe einen dünnen, fast unsichtbaren Faden spannte, damit Hans, von der Nachtwache kommend, darüber stolpern, die steile Treppe hinunterfallen und sich den Hals brechen würde. Durch irgendeinen gerechten Zufall aber war es dann der Rote selbst, der stolperte und fiel und sich das Genick brach und vollständig gelähmt in einem Krankenhaus in Rio de Janeiro noch ein paar Tage vegetierte, bevor er elendig starb. Hans verlobte sich mit einer anderen deutschen Industriellentochter, die mit ihrem Vater in der ersten Klasse auf dem Schiff mit gefahren war, und ging zurück nach Deutschland, um, glaube ich, wieder als Arzt zu arbeiten.

Manfred lebte in Paris-Villemomble in einem Zimmer über der Garage, in der Monsieur Groninger, der Besitzer des Hauses, seinen Mercedes und Gerätschaften, darunter einen Bolzenschneider und ein ausrangiertes, in Teile zerlegtes Motorrad, untergebracht hatte. Monsieur Groninger hatte den Schlüssel zur Garage, und Manfred besaß einen Schlüssel, mit dem er das Garagentor öffnen konnte, und eine schmale Eisentür dem Tor gegenüber, hinter der eine eiserne Wendeltreppe zu seinem Zimmer hochführte. Auf halber Höhe, in einem Kabuff, das hinten an der Garage hing und quasi in der Luft schwebte, war sein Klo und eine winzige Dusche mit Warmwasserboiler. Warum das Zimmer und das Kabuff angebaut worden waren, erschloss sich einem Außenstehenden nicht. Manfred setzte mehrmals dazu an, Monsieur Groninger danach zu fragen. Der Hausbesitzer reagierte darauf mit einem Grunzen, mit nach oben gerollten Augäpfeln und einem Wedeln mit der Hand, weshalb Manfred vermutete, der Ausbau müsse etwas mit einem von Groningers missratenen Söhnen zu tun haben: Groninger hatte zwei Jungen im Teenageralter und zwei Töchter, die schon älter waren. Eine der Töchter, Alice, wohnte hinten im richtigen Haus, und Manfred besuchte sie dort manchmal, abends, und sie rauchten einen Joint zusammen oder sahen fern.

So eine friedliche Szene sei, meinte Richard, eher unwahrscheinlich; er habe Alice schließlich kennen gelernt, als er Manfred in Paris besuchte, und sie sei ein ziemlich wildes Mädchen gewesen, immer auf Partys aus und umgeben von hunderten von Leuten, die bei ihr ein und aus gingen; immer habe in ihrer Wohnung ein Grüppchen gehockt, Jungen und Mädchen, die Musik gehört, geraucht und getrunken hätten; an den Wänden allerdings, sagte Richard, hätten Fotografien von Manfred gehangen - auf dem Kopierer vergrößert und koloriert: schräge helle Pariser Baumkronen und der Wasserfall im Bois de Bologne; und seit kurzer Zeit habe Manfred auch Menschen aufgenommen: seinen Chef, den Bäcker, mit einem Korb voller Baguette in beiden dicken Armen; Richard und Ines verschwommen auf den Champs-Élysées.

Alice war älter als Manfred und voller Energie. Obwohl sie praktisch jede Nacht unterwegs war, stand sie morgens um sieben auf und fuhr mit dem Motorroller zu der städtischen Einrichtung, wo sie verhaltensauffällige und lernbehinderte Kinder und Jugendliche betreute. Wegen ihrer unkonventionellen Methoden bereitete Alice ihren Vorgesetzten Sorgen, bei den Kids aber war sie beliebt: Einmal kaufte sie in einem

Billig-Markt zwei Riesenpackungen Klopapier. Jedes der Kinder bekam eine Rolle in die Hand gedrückt. Von einer Brücke, unter der der Verkehr hindurchraste, rollten Sie auf Klopapier auf und ließen es von der Brücke wehen wie große Luftschlangen. Die Einrichtung musste dafür eine Geldstrafe bezahlen, und Alice erhielt eine Verwarnung. Ein anderes Mal mischte sie sich mit den Kindern unter die Touristen in Notre Dame. Sie zündeten alle Kerzenlichter an, die sie erreichen konnten, ohne die fünfzig Centimes pro Licht zu bezahlen. Die Kinder lachten angesichts der Pracht und rannten durch die Kirche, drehten sich um sich selbst, um die Flammen in leuchtende Kreise zu verwandeln. Durch Alice hatte Manfred, mutmaßte Richard, Abder und Fahred, die algerischen Brüder, kennen gelernt, die ihn in eine Geschichte zogen und beinahe unwiederbringlich in die Kriminalität mitrissen. Wenn nur Mutter nichts davon erfuhr!

Drogenhandel eins

Ohne Risiko, beinahe ohne Mühe, könne Manfred zu Geld kommen, behaupteten die Brüder und gestikulierten dabei elegant mit langen, schmalen Händen: Fahred studierte Medizin, Abder Architektur in Paris. Fahred hatte sein Vordiplom bereits hinter sich; die beiden erhielten Taschengeld von ihrer Familie, und es war schwer begreiflich, warum die beiden jungen Männer ihre Zukunft aufs Spiel setzten, um auf die Schnelle fünfzigtausend Franc zu verdienen. Vielleicht lag der Grund in ihrem hochfahrenden Wesen, der Arroganz, die sie wie ein Mantel einhüllte, dem Lächeln in ihren schönen Gesichtern, das sagte, wie wenig ernst sie die französische Polizei nahmen und wie gleichgültig ihnen Paris und seine Bewohner waren. Sie spielten ein eigenes Spiel wie hinter bruchsaurem Glas. Sie verfolgten ihre Ziele mit großer Beharrlichkeit, gehörten immer zu den Besten ihres Jahrgangs an der Uni, ohne dass sie jemals wirklich wussten, wo sie waren, und ohne dass sie zu befürchten schienen, eine Straftat könnte ihre exakte Lebens- und Zukunftsplanung zunichte machen. Das Sonderbare war, dass sie sich selbst genügten - die Brüder waren, außerhalb der Seminarstunden, auch selten allein, der eine ohne den anderen, zu sehen. Sie sprachen Französisch, doch sie brauchten nichts von Frankreich, nicht einmal von den französischen Arabern, außer einer Ausbildung an einer anerkannten Universität, um als Arzt und Architekt nach Oran in Algerien zu Schwestern und Mutter

zurückzukehren - ihr Vater war gestorben. Manfred brauchten sie für das Geschäft, denn er war ein neues Gesicht, ein unbeschriebenes Blatt.

Alice hatte Fahred und Abder durch SOS racisme kennengelernt, wo sie Mitglied war. Sie machte abends an ein paar Tagen im Monat Büroarbeit dort und half mit, Veranstaltungen zu organisieren. Die Brüder waren eines Tages im SOS-Büro aufgetaucht, um sich über die rassistischen Bemerkungen einer Professorin, die Abder in Stadtgeschichte unterrichtete, zu beschweren.

Manfred sollte eine größere Lieferung Heroin in Empfang nehmen in jener Nacht, in einem billigen Hotel in der Innenstadt; am Morgen dann mit der Lieferung im Taxi zu einer Adresse in der rue de Clichy fahren, wo die Brüder auf ihn warten würden, um die Tasche mit dem Heroin in Empfang zu nehmen und Manfred sein Geld auszubezahlen. Manfred sollte am Abend im Hotel einchecken und bis zum frühen Morgen in seinem Zimmer warten.

Es wurde schon am Nachmittag dunkel. Der Wind, der sich seit Tagen durch die Straßen schob, hatte das Laub von den Bäumen gerissen, man rutschte auf den Nassen Blättern aus, der Regen schraffierte die Stadt, und der Wind drehte die Schirme um und machte sie nutzlos. Mit zwei Hundertfrancscheinen in der Hosentasche und seiner Kamera in einem Jutesack fuhr Manfred mit dem Bus zum Flughafen, stieg an der Endhaltestelle aus und lief über einen Feldweg zu dem Hotel, das in einer Senke neben der Autobahnausfahrt im Schatten eines Möbelgroßhandels stand; das Licht einer Imbissbude funzelte; weiter gab es keine Gebäude.

Wie in allen billigen Pariser Hotels trat man gleich von der Eingangstür in das so genannte Frühstückszimmer: vier Tischchen mit gelben Tassen und Tellern gedeckt, links der Empfangstresen. Der alte Mann hinter dem Tresen nahm mit gemächlichen Bewegungen Manfreds Pass in die Hand, schrieb die Personalien ab, hielt zwischendurch überlegend inne, um Manfred mit weiß-trüben Augen anzusehen; dann gab er ihm den Schlüssel. Während der ganzen langsamen Prozedur hatten drei junge Männer mit aufgebauchten Lockenfrisuren und hautengen Jeans, die an der Pinball-Maschine standen, Manfred beobachtet, ihn von oben bis unten betrachtet, gekichert und sich in leisem, schnellen Französisch verständigt. Manfred glaubte nicht, dass es sich bei den Jungen um seine Kontakteleute handelte, sie waren nicht ernst und beinahe kokett. Lustig oder entspannt waren sie aber auch nicht, eher in

jedem Moment auf dem Sprung, der Welt mit Hohn zu begegnen. Manfred verstand ihre stumme Sprache nicht, die Signale - wenn es Signale gab und es nicht nur ein Spuk, den sein von den schwachen Lichtern in der Nacht dieser gottverlassenen Gegend schmerzliches Gehirn hervorbrachte. Er lebte seit fast zwei Jahren in Paris, nicht lange genug. Villemomble und die Zusammenhänge dort hatte er studiert: er war Teil davon geworden. Seinen Chef in der Bäckerei, einen Korsen, der seltsamerweise Franklin hieß, kannte er gut, und er wusste, was alles an der Bäckerei hing: Franklins Familie, seine Frau, sein Sohn und zwei Töchter, Cousins und Nachbarn aus dem Dorf in den korsischen Bergen; es war ein stetiges, aber vernünftiges und durchschaubares Pendeln zwischen Ajaccio und Paris; voll bepackte Pkws hielten vor der Bäckerei, und ebenso voll bepackt fuhren sie von dort wieder ab, zurück nach Korsika; vieles musste organisiert und transportiert werden: Kühlschränke, Computermonitore oder Töchter, die in Paris studieren wollten, dann aber meistens in der Bäckerei aushalfen oder als Kellnerinnen arbeiteten. Genau wie Monsieur Groninger hatte der alte Franklin einen Narren an Manfred gefressen. Manfreds ernsthaftes und gläubiges Wesen, meinte Richard - seine Dusseligkeit, meinte hingegen Bruno - wickele die Leute ein, Manfred sei beinahe wie ein unschuldiger Mensch, was die Menschen im Innern berühre.

Die lässige Haltung der jungen Männer, die jetzt um den Billardtisch herumstanden - einer balancierte die Queue auf dem Handteller -, eine Mischung aus Belustigung und Zerstörungswut, war Manfred vertraut. Er dachte an die Billardtische in den Kneipen, in denen er mit Babette die Abende verbracht hatte, während Babettes zwölfjährige Schwester auf das Baby aufpasste. Sie hatte es zu Hause immer schlecht ausgehalten und sich schon am Nachmittag fürs Ausgehen zurechtgemacht. Während er mit den Kumpels Billard spielte, mit dem Bier in der Hand am Tresen lehnte, tanzte Babette allein auf der kleinen rot beleuchteten Tanzfläche, kreiste verbissen mit den Hüften und warf die langen Haare; sie trank Wodka-Orange. Hinterher ging sie mit ihren Freundinnen oft noch in eine Disko, während er im "Dia" ein letztes Bier Trank und meistens vor ihr zu Hause war. Die ganze Zeit, während er mit Peter und den anderen in lässiger Haltung herumstehend, daran gedacht, wie er mit Babette reden, wieder mit ihr wie vor der Hochzeit gemeinsam etwas unternehmen würde. Schön wäre es auch, zu Hause zu sein, ohne dass sie schwieg und schwieg und alle fünf Minuten

aufsprang und aus dem Zimmer lief oder zu weinen anfing und ihm Dinge vorwarf, die er nicht für vorstellbar gehalten hatte. Dabei wusste er die ganze Zeit auch, dass er über stotternde Versuche niemals hinauskommen würde, und je verzweifelter er sich darüber im Klaren war, desto cooler reagierte er mit Witzen und Sprüchen.

Was steckt hinter den Gesten, dem Gemurmel der jungen Männer, die ihm gegenüberstanden? Was hatten die algerischen Brüder gemeint, als sie ihn ansahen, als wüssten sie heimlich Bescheid?

Auch das Zimmer war wie jedes Zimmer in den superbilligen Pariser Hotels: von unvorstellbarer Schäbigkeit. Es stank nach Alter und Insekten. Es gab Kakerlaken, so viel wusste Manfred. Vor nicht langer Zeit hatte er Alice geholfen, die Käfer in ihrer winzigen Küche zu vergiften. In seinem Zimmer hatte er keine, vielleicht weil er über einer Garage wohnte. Das Waschbecken in einer Ecke des Hotelzimmer schillerte grau und gelb, im Linoleum davor war ein großes zackig gerandetes Loch; ein Klo gab es nur im Erdgeschoss neben den Spielautomaten. Vor einiger Zeit hatte Lorenz ihn in der Bäckerei angerufen und ihm berichtet, dass Babette sich nach Hamburg verheiratet hatte - so drückte Lorenz sich aus. Sie habe einen Reichen, einen Jan aus der Computerbranche gefunden, und es gehe ihr, so erzählten Babettes Mutter und Schwestern, und dem Kind gut. Manfred wusch sich mit dem rosa Stückchen Seife die Hände; der Abfluss war verstopft, und das Wasser sammelte sich im Becken; nur langsam sank der Pegel wieder, nachdem er den Hahn zuge dreht hatte. Früh, zwischen vier und fünf, so hatte Abder ihn instruiert, sollte der Unbekannte, der von Orly kommen würde, ihm die Tasche unten im Erdgeschoss beim Eingangstresen überreichen. Es war jetzt halb zwölf, er sollte sich schlafen legen. Durch das vorhanglose Fenster bohrte sich ein Lichtstrahl und streifte langsam durch den Raum: Vielleicht vom Flughafen her oder von einer Unfallstelle auf der Autobahn. Manfred stand am Fenster; er spürte, wie ihm übel wurde, ganz leicht zuerst. Es rumorte in seinem Magen, er schluckte und versuchte, tief einzuatmen. Draußen an der Imbissbude war es jetzt dunkel, im Licht einer Straßenlampe wehten die kahlen Zweige einer Trauerweide, die dort als Überbleibsel einer Zeit stand, als hier eine ländliche Gegend war, ein kleiner Kanal, ein Dorf am Stadtrand von Paris; jedenfalls hatte eine der kleineren Straßen, die er auf seinem Fußmarsch zum Hotel überquert hatte, "rue de Canal" geheißen. Unter der Weide waren Mülltonnen tief ins Gras

geschoben. Die drei jungen Männer aus dem Frühstücksraum standen unten vorm Hotel, einer sah zu Manfreds Fenster hoch; sie scharrten mit den Füßen. Manfred krümmte sich unter einer neuen Welle von Übelkeit. Er setzte sich aufs Bett und streifte die Schuhe ab; doch als er sich hinlegen wollte, verkrampfte sich sein Körper, Schweiß bedeckte seine Haut. Vornübergebeugt taumelte er zum Waschbecken und erbrach sich, bis er wieder freier atmen konnte und das Zittern nachließ. Er drehte den Hahn auf, das Erbrochene schwamm im Wasser. Es klopfte an der Tür, leise drückte jemand die Klinke nieder. Manfred rieb sich das Gesicht mit dem dünnen Handtuch ab; ohne die Tür aus den Augen zu lassen, machte er drei Schritte rückwärts zum Bett. Langsam ging die Klinke wieder nach oben, draußen auf dem Flur knarrte eine Diele, Manfred rollte sich auf dem Bett zusammen. Noch zweimal in dieser Nacht wurde Manfred von der Übelkeit geschüttelt. Das Waschbecken füllte sich mit Kotze, es stank im Zimmer. Noch zweimal kroch der Lichtstrahl über den Fußboden und die braune Bettdecke. Jedesmal klopfte es an die Tür, wurde die Klinge hinuntergedrückt. Beim dritten Mal flüsterte eine Stimme am Schlüsselloch. Manfred konnte nicht verstehen, was die Stimme sagte, es war wie ein tonloses Pfeifen durch gespitzte Lippen. Manfred wagte es nicht mehr, ans Fenster zu treten, um nachzusehen, ob die Herumlungerer noch unten standen. Er wusste, dass er belagert wurde, dass es nicht der Drogenkurier sein konnte, der ihn zur Tür locken wollte. Ob Fahred und Abder hinter der Sache steckten? Seine Hände und Füße waren kalt geworden, Wasser rann ihm aus Nase und Augen. Er steckte das Gesicht in die Armbeuge. Vielleicht war der Drogendeal nur vorgeschoben? Wenn er sich nicht bewegte, würde die Übelkeit nicht wiederkehren, würden die jungen Männer weggehen. Es war angenehm, nach dem Erbrechen ganz still zu liegen; vielleicht würde es bald Morgen sein.

Niemand kam am frühen Morgen in das kleine Hotel, mit einem Köfferchen in der Hand; kein Drogenkurier, der sich nonchalant gab, dabei aber, gespannt sich umblickend, mögliche Gefahren zu wittern versuchte. Um fünf durchquerte Manfred mit gesenktem Kopf den Frühstücksraum und legte, ohne stehen zu bleiben oder aufzublicken einen Fünfzigfrancschein vor den Alten, der hinter dem Tresen döste. Sonst war niemand zu sehen. Manfred lief über den Parkplatz zur Straße, aufatmend; aus den Brennesseln bei der Trauerweide schossen zwei gelbe Katzen. Eine schleppte einen dunklen Klumpen im Maul, die andere fauchte.

Nachdem er zu Fuß nach Villemomble zurückgelaufen war - stundenlang durch die Stadt; er erinnert sich nur an einen Krankenwagen, der über eine Kreuzung raste und an die Tauben vor seinen Füßen -, duschte Manfred bei Alice und schlief in ihrem Bett bis zum Abend.

Später berichtete Alice ihm, dass die Polizei Fahred und Abder verhaftet hatte, und noch später, dass sie wieder frei gelassen worden waren; doch er sah die beiden nie wieder.

Der Schulbus

Unser Busfahrer hieß Herr Tillemann, ein immer schon uraltes Männchen wie das Rumpelstilzchen aus dem Märchenbuch; er war genauso alt wie sein hellblauer, bauchiger Bus. Die Fensterchen des Buses waren so hoch oben, dass Bruno und ich nur auf den Sitzen kniend hinaussehen konnten. Der Motor knatterte und hustete; Herr Tillemann, der Besitzer des Zweibusunternehmens und sein einziger Fahrer, trug immer einen schmutzigen Hut und rauchte Zigarillos. Er hatte auch schon Ursula und Richard gefahren, bevor sie ins Internat kamen und davor die Generation, die jetzt wieder Kinder im Grundschulalter hatte. Ein paar Jahre später, als Manfred als Letzter von uns aufs Gymnasium gewechselt war, meldete Herr Tillemann Konkurs an, und das lukrative Schulbusgeschäft wurde einem modernen Reisebusunternehmen zugeschlagen.

- An einem Tag im Juni blieb, wie es öfter vorkam, der Bus im Wald stehn. Es war ein Maikäferjahr; fett hockten die Käfer dutzendweise bereits im Bus, wenn wir einstiegen. Wir Erst- und Zweitklässler fürchteten uns vor ihnen; die größeren Jungen zerquetschten sie und warfen die Leichen aus dem Fensterschlitz - dass Kinder Maikäfer in Schuhkartons sammelten, in die sie zuvor Luftlöcher gebohrt hatten, das gab es nur in den Kinderbüchern. (Keinem Kind würde es je einfallen, das im Kinderbuch Beschriebene mit der eigenen Wirklichkeit zu verwechseln.)

Der Bus stand still am Straßenrand. Die Sonne hatte den Fichtennadelteppich und die Blaubeersträucher aufgeheizt; weiter drin, am Graben, wo die Bäume dichter standen, war es noch feucht, kühler. Die Kinder blieben in der Sonne, in der Nähe des Busses. Keines fragte nach dem Mittagessen, danach, wann es weitergehen würde. Die Kleinen hatten ihre Ranzen abgeschnallt und rannten schreiend im Kreis. Herr Tillemann drehte ein ums andere Mal den Zündschlüssel um, aber immer kam nur ein schwaches Röcheln; der Busfahrer hatte den Hut in den Nacken geschoben und kratzte sich die Bartstoppel. Die älteren Schüler lagen lässig auf ihren Taschen am Boden und rauchten aus hohlen Händen. Uli Fleischmann stand aber und kickte tanzend nach Fichtenzapfen; dabei redete er und warf, wenn er einen fand, mit toten Maikäfern nach den Kameraden: Er war ein dünner, hyperaktiver Dreizehnjähriger, der sich aus der Misere seines Elternhauses herausschwatzte und herausraufte: Der Vater war Alkoholiker, und die Mutter trieb es, sagte man, mit verschiedenen Liebhabern auf

dem Wohnzimmersofa, während Bernhard, ihr Mann, im Rausch auf dem Bett schlief. Wie immer in solchen Fällen fragten die Leute sich, was zuerst kam: erstens das Säufertum des Vaters, zweitens das Herumhuren und die häusliche Abwesenheit der Mutter oder drittens die Missratenheit des Kindes. Gern wurde darüber diskutiert, obwohl die Antwort feststand und nicht in Zweifel gezogen wurde. Die Verantwortung sowohl für das Nüchternbleiben als auch das Geraten des Kindes lag bei der Mutter, denn ein Mann, der sich daheim wohl fühlt, trinkt nicht, und ein Kind gerät, wenn es seine Mutter hat. Scheinbar redete Uli, dabei immer noch herumspringend die Arme schwingend, zur dunklen Seite des Waldes hinüber. In Wirklichkeit aber erzählte er Heiner Turwanesch, der verborgen hinter einem Stamm saß und mit dem Finger Zeichen in die Luft malte, von den "Rauchenden Colts" und was in der Episode am Vorabend geschehen war. Nach einem längeren Exposé, in dem er die Figuren vorgestellt hatte, ging er, als Heiner nicht reagierte und weiterhin luftzeichnete, dazu über, abwechselnd schießend und Deckung suchend, die Rolle der Guten und der Bösen zu spielen und die Handlung Schritt für Schritt aufzurollen. Denn das Verhalten seines Freundes, der immer noch schwieg und in die Luft sah, machte ihm Sorgen. Uli Fleischmann war praktisch der einzige Freund, den Heiner hatte. Obwohl er aus einer so genannten guten Familie des Bürgertums stammte, hatte sich Uli zu einem Demokraten entwickelt, der auch mit den cleveren Kindern der Veiglsepps umherzog und sich mit ihnen und für sie prügelte.

Heiner hatte an diesem Morgen seine Rechenaufgaben wieder nicht gemacht; und nicht nur das, er hatte auch weder Heft noch Rechenbuch mit in die Schule gebracht. Das und Heiners Person an sich hatten den Lehrer dazu gereizt, vom hergebrachten und üblichen Bestrafungsprozess - der Schüler beugte sich über eine Bank, zog mit beiden Händen seine Hosen hoch, während der Arm, die Hand des Lehrers mit dem Stock auf und ab fuhr, was heute vielleicht unglaublich klingt, Ende der Sechziger-, Anfang der Siebzigerjahre aber an einer Schule durchaus noch üblich war -, von der normalen Vorgehensweise abzuweichen und Heiner vielmehr als tatsächlichen Feind zu sehen. Mit der geballten Faust schlug der Lehrer, ein noch junger Mann, dem Kind ins Gesicht; es taumelte rückwärts, fing sich und lief zur Tür des Klassenzimmer; Heiner riss sie auf und stolperte auf den Flur, doch der Lehrer hatte ihn schon eingeholt, packte ihn am Hemd und schlug wieder zu; Heiner kam frei, lief ein Stück,

fiel hin, es klingelte zur Pause. Aus allen Klassenzimmern rasten die Kleinen, die Größeren gingen gemesseneren Schritts. Der junge Lehrer schleuderte Heiner über den Flur, durch die offene Tür zum Pausenhof, zog ihn draußen mit einem Arm wieder hoch und fuhr fort, ihm mit der flachen Hand ins Gesicht zu schlagen, immer wieder. Heiner blutete aus der Nase. Die Kinder bildeten ringsum einen Kreis. Heiner blieb auf dem Rücken liegen. Unbemerkt aufgrund des Lärms hatte sich Pfarrer Kirschner durch den Flur genähert, der solche Exzesse missbilligte. Er winkte den Lehrer zu sich. Die Kinder brachen den Kreis auf und rannten wieder und spielten, um die kostbaren dreißig Minuten auszunutzen. Heiner saß auf dem Boden und wischte sich das Gesicht am Ärmel ab.

Heiner saß gegen den Baum gelehnt auf dem Boden; Uli machte vor ihm einen Handstandüberschlag. In der Zwischenzeit war Herr Tillemann, seine Zigarre rauchend, ein paar Mal am Bus entlang auf und ab gegangen, als könnte er ihn so wieder zum Laufen bringen; in der Sonne glänzte sein speckiger Hut. Uli gelang es, Heiner aus sich herauszulocken; die beiden wälzten sich freundschaftlich über den Boden, und Heiners helles Lachen war zu hören. Ein paar der Ältern hatten sich mit unter den Arm geklemmten Taschen auf den Weg gemacht, um die restlichen Kilometer zu Fuß nach Hause zu gehen. Bruno und ich saßen im Kraut; Bruno hatte seine dünnen Arme um die Geige zwischen seinen Knien geschlungen. Damals lernte er gerade das Geigenspielen auf der Geige, die Vater von der Dresdner "Tante" Kaltenbrunner geerbt hatte - eins der wenigen Dinge, die nicht verbrannt oder im Staub untergegangen waren. Herr Tillemann beugte sich zu uns herunter und nahm mit beiden Händen den Geigenkasten am schmalen Ende hoch. Er öffnete den Kasten und nahm die Geige heraus. Er legte den Kasten zu seinen Füßen auf den Waldboden, löste den Bogen aus der Halterung und begann zu spielen: "Lustig ist das Zigeunerleben" und "Yesterday" von den Beatles, frei stehend, den Hut in den Nacken geschoben, an einem Sommernachmittag. Es passierte nicht nur einmal, sondern öfter, dass der Bus zwischen den Dörfern stehenblieb und Herr Tillemann auf der Geige spielte oder auf einem alten Akkordeon, das er unter seinem Sitz hervorzog.

Vater aß morgens mit Milch gekochten Hafterschleim: Die Entbehrungen der Kindheit und fünf Jahre in russischer Gefangenschaft hätten, erklärte Mutter uns Kindern, seine Magenschleimhäute ruiniert. Der Brei war widerlich, und oft brannte er im Topf an, der dann stundenlang eingeweicht werden musste, um die stinkenden braunen Krusten abzulösen. Hinzu kam - bei Vater - die lebenslange Angst vor dem Kommunismus, die das Wachstum des Magengeschwürs förderte. Aus Furcht, von den Kommunisten ins Gefängnis oder ins "Konzentrationslager" eingeliefert zu werden, besuchte Vater Dresden, das er als seine Heimatstadt ansah, nie; der Schwur, niemals auch nur einen Fuß auf das Gebiet der DDR zu setzen, entband ihn natürlich auch von der Verpflichtung, Mutters Familie zu besuchen, denn er konnte diese Verwandtschaft nicht ausstehen. Viele seien, sagte Vater oft (so Richard viel später), nach dem Krieg nach Buchenwald eingeliefert worden. Was immer die Nazis verbochen hätten - Vater informierte sich und las jede Woche den "Stern", manchmal sagte er nachdenklich, die Zahl ihrer Opfer müsse allerdings zu hoch gegriffen sein - wie Richard, der damals, meinte er, alt genug gewesen sei, ein paar Dinge zu verstehen, zu jung aber, um Vater zu widersprechen, sich zu erinnern glaubte, Vater reden zu hören - immerhin habe er, Vater, an der Front nichts von Gräueln bemerkt (auch habe sich die SS selbstverständlich gehütet, ihre Verbrechen unter der Nase der Leute zu begehen, die waren ja nicht dumm) - was immer jedenfalls die Verbrechen der Nazis gewesen seien, sie rechtfertigten nicht die Teilung Deutschlands und die Verknechtung der Menschen in der DDR, die keine Freiheit und nichts zu essen hatten.

Das Schlimmste aber, so Richard, seien in Vaters Augen die Vertreibungen gewesen, als die Menschen gezwungen wurden, ihre Heimat - "uralte deutsche Siedlungsgebiete" - zu verlassen. Nur einen Bruchteil, meinte Vater, ihrer Habe, hätten die Armen Zeit gehabt, in Pappkoffer und Bündel zu verschnüren und auf Leiterwagen zu laden, um im großen Treck mitzuziehen. Viele seien auf dem Weg geblieben, Kinder verloren gegangen.

Dabei wollte Vater nichts weniger, als sich mit den Rechten - den "Zukurzgekommenen, Dummköpfen und Berufsvertriebenen" - gemein zu machen; und er versuchte im Laufe der Zeit, mit der Aufklärung Schritt zu halten, denn er wollte keinesfalls zu den Braunen und Ewiggestrigen gehören. So grenzte er sich auch

von seinen Schwagern ab: Nie wieder, seit er als Kind das Häuschen der Eltern verlassen hatte und mit dem Pappkoffer in der Hand allein zum Bahnhof gegangen war, hatte er wirklich zur Familie gehört, und dass er den Schwestern, ihren Söhnen und Ehemännern mit nützlichem Rat und manchmal mit ein bisschen Geld zur Seite stand, vertiefte die Kluft eher.

Die Verbrechen der Nationalsozialisten wurden zumindest als Verbrechen Hitlers, Himmlers und Heydrichs Teil der Überlieferung, wenn auch nie ganz ohne distanzierende Anführungsstriche - so als wollte man doch nicht hundertprozentig daran glauben. Ich erinnere mich, als das immer mit gemeinte "so genannt" einmal ins Wanken geriet: Wir saßen im Wohnzimmer um das Radio herum - ich ging in die erste oder zweite Klasse - und hörten einen Bericht über Auschwitz, Augenzeugen erzählten, und ein Überlebender berichtete von seinem Freund, den sie verhört und gefoltert hatten - "sie zerschlugen ihm die Hoden", sagte der Mann -, und für einen Moment sahen Vater und Mutter so aus, so vermeine ich mich zu erinnern, damals gedacht zu haben, sahen ihre Gesichter so aus, wie sie sonst nur aussahen, wenn sie von *eigenem* Unglück sprachen.

(- Ich frage mich, was Vater an der Front tatsächlich gemacht hat, fragte Richard so oft, dass er uns schon auf die Nerven ging.)

Damals im Wohnzimmer fragte ich, was Hoden seien, erhielt aber keine Antwort.

Ludmilla

Im Winter gehen die Kinder der Bauern nicht zur Schule, denn der Weg ist weit und verschneit; im Sommer gehen sie nicht zur Schule, weil sie bei der Ernte mit arbeiten müssen. Dort, sagte Ludmilla, wo es Schulen gab. In ihrer Familie ist sie die Erste, die zur Schule ging und dann zur Universität, um zu studieren, sagte sei. Ludmilla ist Ingenieurin.

Ludmilla im russischen Dorf war vielleicht Vaters große Liebe im Leben, mit der er sich an den Abenden lang - vielleicht aber war es nur der eine Abend, vieles deutete darauf hin - nebeneinander am Zaun sitzend unterhalten hatte. In dem Dorf schliefen die alten Bauern oben auf den Kachelöfen, und die einzige Stube war voll von Kindern, die die Soldaten auf Inspektionsrundfahrt (auf was? - Richard) mit aufgerissenen Augen ansahen, eine kleine Stube mit Feuerschein und Augenpaaren, zahnlosen

Großmütterchen. Die Fensterchen schauten in die Nacht, dahinter kam gleich das weite Land, die Taiga, so wie es später im Schlager hieß, den Mutter nach Vaters Tod gern sang: Sehnsucht heißt ein altes Lied der Taiga, das schon damals meine Mutter sang, Sehnsucht lag in der Balalaika ... Nachts hatten die Soldaten Angst vor den Partisanen, den Alten, den Kindern. Heimtückisch seien die Partisanen gewesen, sagte Mutter, und hätten die deutschen Soldaten hinterrücks überfallen, wenn diese nichts ahnend und unbewaffnet gewesen seien, sagte sie nach Vaters Tod, und nicht im fairen Kampf, als Soldaten, Mann gegen Mann, hätten die Russen gekämpft, sondern feige und hinterhältig, und kein Bericht im Stern oder später im Fernsehen konnte Mutter von der fest in ihrem Herzen verankerten Überzeugung abbringen: dass die deutschen Soldaten sich im Osten nur ihrer Haut gewehrt hatten (Hitler allerdings ein Verbrecher gewesen war).

- Aber Vater redete mit Ludmilla an drei oder vielleicht fünf Abenden im Taiga-Dorf, wo es eine Kolchose gab, alte Bäuerchen im Kosakenkittel; und eine Angriffspause, und die Siegesgewissheit war noch intakt; vierzehn Tage lungerten die Soldaten herum und warteten; sie tätschelten die Köpfe der Kinder; die Leiter der Kolchose waren geflohen; vier - drei Männer und eine Frau - waren ergriffen und aufgehängt worden; sie hatten nichts gerufen, als sie starben. Ein alter Hahn, der die Not, berichtete Vater, und den Krieg seltsamerweise überlebt hatte, habe im Dorf abends gekräht. An ein sonnenwarmes Mäuerchen gelehnt habe er mit Ludmilla gesessen, in der Abenddämmerung; eine vage, verklärte Erinnerung habe er sich bewahrt, mutmaßte er, so erklärte Mutter es später: dass es so still mitten im Krieg, an der Front habe sein können.

Die Kolchose brannte: Die Erde bebte vom Trampeln des Viehs. Das, was in den Scheunen gesammelt worden war, glühte; Bienenstöcke schmorten, der Rauch war schwarz. Von dem Gestank wurden die Rinder wahnsinnig und rannten, die Köpfe schleudernd im Kreis oder brachen zusammen. Die deutschen Soldaten hatten nicht ausreichend Munition, die Tiere, wie es eigentlich Befehl war, zu erschießen. Orange-schwarze Brocken, sagte Mutter, seien im Sternschnuppenbogen durch die Luft geflogen, habe Vater ihr, wenn sie, als sie noch jung waren und noch im Häuschen wohnten, zuweilen in den nächtlichen Himmel sahen, erzählt und dass er davon träume und vom schrillen Quieken der Schweine.

Oder war es Ludmilla, die glutäugige Ärztin im Gefangenenlager?

(- In Eisenbahnwaggons abtransportiert; sie hatten nichts zu essen und zu trinken; sie schissen in ein Essgeschirr und kippten den Inhalt durch die Klappe nach draußen; sie warfen durch die Klappe Zettel mit ihren Namen und den Adressen ihrer Angehörigen: Das erfuhren wir. So sah Vaters - dann Mutters - Erzählung aus: als der Hahn krächte; als die Kommissare aufgeknüpft wurden; als Vater in russische Gefangenschaft geriet; wie es dunkel war im Eisenbahnwaggon; als Ludmilla, die Ärztin, Vater, der ganz entkräftet war, an den Tropf mit der Kochsalzlösung hängte und als die Kameraden starben. Vater, der Schreibstubenhengst.)

Ludmilla, die Ärztin - oder war es Ludmilla auf dem Dorf im rosenfingrigen Sonnenuntergang? - sprach, in ihrem Land sei für alle gesorgt und niemand müsse wie in Paris unter Brücken schlafen; Vater meinte dann, dass in Paris aber jeder, der unter einer Brücke schlafen wolle, unter einer Brücke schlafen dürfe; und Ludmilla, die Ingenieurin oder Ärztin, sagte, es sei nicht gut, unter einer Brücke schlafen zu wollen. Darüber sprachen sie.

Vielleicht aber war Ludmilla weder die Ärztin im Gefangenenlager noch die schwarzhaarige Ingenieurin, sondern die junge Partisanin, die in jener Zeit, als die Leiter der Kolchose aufgehängt wurden, von einem Suchtrupp im nahe gelegenen Wäldchen aufgespürt wurde.

(- Wer erzählte? Dr. Denkler und der junge Götz streiften im Birkenwäldchen umher. Die junge Frau war allein und blickte - mit geweiteten Augen, wie ein Reh, sagte Dr. Denkler - aus dem Unterholz. Ein Mädchen in einer viel zu großen Uniformjacke, sagte Unteroffizier Kubeleit, genannt "der Lange", der Russisch konnte, eine Ludmilla, wie sie im Buche steht. Eine rote Blume war auf der Uniformjacke erblüht, sagte er, als sie in einem Verwaltungsgebäude der Kolchose versammelt waren. Immer wieder waren aus dem Birkenwäldchen nachts Schüsse gekommen, und es war der junge Götz, der darauf brannte, die Ratten, wie er sagte, aus ihren Erdlöchern herauszutreiben. "Rauszubuddeln", sagte er.)

Lange bevor Max Gmeiner und dann der Münchner Zahnarzt das Schloss kauften, lebte nach dem Krieg darin ein Mann, der sich durch zwei Dinge auszeichnete: Er war Schriftsteller, und er war schwul. Tatsächlich hatte er das Gebäude 1939 erstanden - er habe, so hieß es, mit dem Regime, ja mit Goebbels persönlich Schwierigkeiten bekommen, sei um Haaresbreite der Verhaftung, dem Konzentrationslager, der Ermordung entronnen, nachdem er in der Zeitschrift "Das Reich" einen Artikel veröffentlicht hatte, der die Idee der neu gebauten Straßen pries und ihre Zukunft in den hellsten Farben malte - der Schriftsteller war ein begeisterter Sportwagenfahrer -, dann aber gewissermaßen mit einer Kritik endete, die sich auf bestimmte, für Sportwagenfahrer ungünstige neue Bestimmungen bezog; er habe deswegen in Berlin einen unangenehmen Anruf aus dem Propagandaministerium erhalten und sich deshalb diesen Rückzugsort im gottverlassenen Dorf verschafft. Er sei in die innere Emigration gegangen. Unmittelbar nach dem Krieg war es für den Schriftsteller einerseits einsam, beklagte er sich, er sei abgeschnitten von den Freunden und Kollegen in Berlin, die den Weg aufs Land nicht fänden; andererseits lebte er mit den Bauern im Schlaraffenland, während in Berlin seine vormaligen Liebhaber hungerten und dünn wie Papier wurden. Einerseits saß er am Arsch der Welt, andererseits, sagte der Schriftsteller zu Vater, als sie in den frühen Sechzigerjahren zusammen spazieren gingen, mehrere Runden um den Weiher herum machten, habe er so Gelegenheit, dem Volk aufs Maul zu schauen, was in der Abgehobenheit der großstädtischen Boheme ja nicht möglich sei.

Vater besaß damals, Ursula und Richard waren noch klein, einen Dackel, der später in der Nähe des Bahnhofs von einem Auto überfahren wurde. Der Dackel lief vor Vater und dem Schriftsteller her und schnüffelte nach Rebhühnern. Die Sommer verbrachte der Schriftsteller zu dieser Zeit im Schlösschen, einige Wochen Erholungsurlaub, denn er war jetzt ein gefragter Autor für das noch junge Fernsehen: er schrieb Drehbücher für so genannte moderne deutsche Heimatfilme und Kriminalkomödien, und er hatte eine Autobiografie veröffentlicht, die seinen listenreichen Kampf gegen die Nazis und vor allem gegen Goebbels in den Vordergrund rückte und ziemlich erfolgreich war. Für Vater war es ein seltenes Vergnügen, sich mit einem gebildeten Mann zu unterhalten, denn so sehr er Fürsprecher und Freund der so genannten einfachen Leute war - ein literarisches oder, wie Vater es nannte, philosophisches Gespräch war

mit ihnen nicht möglich. Seine Gespräche mit den Dörflern handelten von Fragen des Hausbaus oder anderen wirtschaftlichen Angelegenheiten, und er erteilte ihnen Ratschläge, was die Zukunft ihrer Söhne betraf; und so sehr er die Männer seines Schafkopfstammtischs schätzte - sie waren biedere Bürger, die über Gemeindepolitik - das Schulbusproblem oder den Bau einer Kläranlage - redeten, ohne ein Thema wie die drohende Bolschewisierung der Gesellschaft zu erfassen oder sich auch nur dafür zu interessieren.

Drogenhandel zwei

"Er hat den Heiner auf dem Gewissen", sagte Bruno; er meinte den Schriftsteller, der das Schloss hatte verfallen lassen und nicht wiedergekommen war. So ohne weiteres könne man das nicht sagen, wandte Richard ein, der nichtsdestoweniger genauso gut Bescheid wusste über die Geschichte von Heiner und dem Schriftsteller im Häuschen von Nazi, dem Knecht; Lorenz, so etwas wie ein Chronist, war mit allen dreien, Richard, Bruno und Manfred, befreundet. Ursula schnaubte - "Na, und ob!" und schob die Kinder, die, an seinen Hosenbeinen hängend, Bruno gedrängt hatten, mit ihnen zu spielen, durch die Tür. Wir saßen bei Mutter im Wohnzimmer. Es war ihr Geburtstag; sie war damals schon halb blind; auf dem Eichenfurnier der Schrankwand lag Staub; Schranktüren hingen schief. Manfred war immer noch in Frankreich, in Avignon, hieß es, mit einer Frau angeblich, die viel älter war als er. Richard war mit Ines gekommen, die sich in eine Ecke des Sofas schmiegte und fröstelte. Wenigstens aber sprach sie jetzt ab und zu: Wieso, wollte sie wissen, war der Schriftsteller verantwortlich für Heiners Unglück? Wer sei und aus welchen Gründen für jemand anderen verantwortlich? Das waren so die Fragen, die sie quälten (und dass sie sich quälte, brachte wiederum Richard in Rage). Wieso, wieso, rief Mutter und wandte ihre alte Taktik an, nämlich so zu tun, als fiele sie aus allen Wolken, wieso? Wer sagt, dass der Schriftsteller andersherum war? Bruno verdrehte die Augen; Richard meinte, das sei allgemein bekannt und man brauche nur die Geschichte vom schönen jungen Wilderer, der vom eigenen Vater, dem Jäger, erschossen wird, lesen, und außerdem sei immerhin nichts dabei.

Heiner, der Neffe oder Enkel der alten Frau Turwanesch, war ein keckes und schönes Kind, das sich, solange es nicht zur Schule ging, zwischen den Knien seiner Onkel und Großonkel, den am Zaun Sitzenden, tummelte oder zutraulich mit Nazi, dem Knecht, spielte. Mit vierzehn verließ Heiner die Schule, ohne einen Abschluss zu machen, und trieb sich zwei Jahre lang herum, bis er dem Schriftsteller, der den Sommer im so genannten Schloss verbrachte, ins Auge fiel. Der Schriftsteller machte Heiner zu seinem "Sekretär", wobei das Wort immer von allen im Dorf mit Gänsefüßchen gesprochen wurde. Gleich hinter dem "Sekretär" kam immer ein "und das in Nazis Hütte", das mit einem Ausrufezeichen und einem Augenhochdrehen versehen war, und dann der Schluss: "Armer Nazi". Heiner lernte viel in kurzer Zeit und holte auf, was er in der Schulzeit versäumt hatte. Der Schriftsteller nahm ihn auf Reisen mit; und sie kamen nach vielen Monaten in Westberlin oder im Ausland nur zu kurzen Besuchen ins Dorf. Die alten Zigeuner vom Zaun starben; und irgendwann starb die alte Frau Turwanesch, auch wenn es immer wieder jemanden gab, der sie lebend gesehen und mit ihr gesprochen haben wollte, und tatsächlich niemand sich erinnern konnte, wann genau und unter welchen Umständen sie diese Welt verlassen hatte, wie es hieß. Heiner lief mit den Windhunden des Schriftstellers durch die Aue, seine braunen Locken flogen. Dann verschwand er; der Schriftsteller kam allein noch einmal ins Dorf, ein Jahr bevor er das Anwesen zum Verkauf anbot. Das war kurz nach Vaters Tod. Der Schriftsteller sah krank und alt aus. Das Schlösschen stand dann viele Jahre leer. Von Heiner erfuhren wir das nächste Mal erst wieder aus der Zeitung.

- Der Aufsehen erregende Mord an dem Gynäkologen Jörg D. geschah im Mai. Der Doktor starb im Garten seiner Villa, und mit ihm starb seine Geliebte, die dreißigjährige Svetlana, Tochter einer russlanddeutschen Familie, die es aus aufgrund ihrer Schönheit und raschen Auffassungsgabe aus der Barackensiedlung herausgeschafft und zu einigem Glanz gebracht hatte; sie verfügte auch bereits über eine schöne Summe auf dem Sparkonto und hätte zuversichtlich in die Zukunft blicken können, wenn sie in jener Nacht nicht das Opfer des jungen Zigeuners geworden wäre.

Es war nicht von vornherein klar, dass ein Raubmord vorlag: Die Polizei ermittelte gegen Doktor D. wegen illegaler Abtreibungen; außerdem war er in Geschichten verwickelt, die weit in die Halb- und Unterwelt der Stadt hineinreichten. Zunächst lag

deshalb die Vermutung eines Rache- oder Auftragsmordes nahe; sogar eine in die Enge getriebene ehemalige Patientin kam als Täterin infrage - allerdings hielt man das wegen der Art der Wunden für wenig wahrscheinlich.

Im riesigen Garten der Villa fand die Haushälterin Dr. D.s die beiden Leichen zwischen Rosensträuchern auf dem Rasen. Sowohl die Leiche des Arztes als auch die der jungen Frau wiesen Stichverletzungen auf - es gab an den Kleidern keine Stelle mehr, die nicht von Blut durchtränkt gewesen war. Auch die Knospen an den Rosensträuchern waren voller Blut, und die Erde war nass.

Heiner handelte zu der Zeit mit Drogen und hatte mit Einbruch und Mord eigentlich nichts im Sinn. Sein Geschäft ging gut. Der wirtschaftliche Niedergang hatte unsere Gegend erfasst. Eine Zeit des Scheiterns: Nicht mehr allein die Heranwachsenden verübten Selbstmord; viele Männer im mittleren Alter, die ihre Arbeit verloren oder für ihr kleines Unternehmen Konkurs anmelden mussten, sahen keinen Ausweg und erhängten sich oder erschossen sich mit dem Gewehr. Der stolze Jagdverein, dem die Gutsbesitzer und Braumeister der Umgebung angehörten, schrumpfte auf die Hälfte und nahm im Wirtshaus nur noch vier Tische ein; ähnlich war es bei den weniger vornehmen Anglern und Schützen. Die Überlebenden betäubten sich, wie hergebracht, mit Bier und Schnaps, gingen aber auch andere Wege als ihre Vorfahren und verschafften sich mit so genannten Smarties Erleichterung, was in vielen Fällen zu einer raschen Abhängigkeit führte. Die gelben Uppers waren vielen aus dem Krieg noch bekannt; sie bewirkten, dass der Betreffende - nach außen frisch und kräftig - sinnlose Arbeiten verrichtete: So baute Baumeister Hennig nach dem Unfalltod seines Sohnes das bereits ausgebaute Dachgeschoss seines eigenen Hauses noch einmal aus und fuhrwerkte tagelang und sogar nachts auf dem Hof mit Balken herum; diese Leute schliefen nicht. Zum Schönfärben einer finanziellen Misere dienten hingegen die rosa Downers, die auch zitternde Finger stabilisierten; eine Abhängigkeit, die somit in die gleiche Kategorie wie Dr. Petschus ja schon viel ältere Morphiumsucht fiel. Als Ersatz und gegen Entzugsschmerzen funktionierte immer noch der Schnaps, der in den wuchernden Getränkegroßmärkten im "Industriegebiet" billig war.

So herrschte eine umgekehrte Situation, dass nämlich die Jungen wieder Grass und Dope rauchten, es auch in Plätzchen gebacken aßen - höchstens - wie Ines - in anorexischen und Verweigerungsfällen Appetitzünger schluckten - und eigentlich

lebenslustig und extrovertiert existierten, während die Alten und Mittelalten verzweifelten und oft dumpf schwiegen. Händler wie Heiner Turwanesch waren Mittler zwischen der Drogenszene in der Stadt und den Bedürfnissen auf dem Land. Heiner bewegte sich in Stricherkreisen und Schwulenbars genauso gern und sicher wie in der Gegenwart von gut situierten Bürgerinnen, die ihn anhimmelten oder bemutterten; er hatte unter den Intellektuellen in der Stadt viele Freunde und Bekannte, genau wie er auf dem Land mit den Unterprivilegierten und Analphabeten zurechtkam und sich mit ihnen auf gleich und gleich stellte. Heiner brachte das Gewünschte. Auf seiten der Verbraucher sickerte die Angewohnheit - entgegen soziologischen Theorien - von unten nach oben in die mittleren Schichten. Viele nahmen Pillen; auch Schwager Kurt, als er zu kränkeln anfang, und sein Bruder Bernhard, der vom Alkohol loszukommen versuchte; sogar, angeblich, der Bürgermeister. Heiner war ein Allroundgenie; er erschloß für die Hintermänner und Großhändler in der Stadt neue Märkte und sorgte gut für seine Kunden; probierte neue Sachen aus. Gleichzeitig galt er vielen, die ihn anders nicht kannten, als gescheiter junger Mann, der in einer überregionalen Zeitung, sagte man, ein witziges Stück über seinen Mentor und Geliebten veröffentlicht hatte - unter einem Pseudonym - und in dessen schicker Wohnung Bücherregale die Wände bedeckten. Es war schwierig, die Widersprüche seiner Persönlichkeit zu versöhnen.

Blut war im Mai auch in den Teppich im Terrassenzimmer gesickert, große Tapfen im beigen Flor; eine Pfütze Blut bedeckte die Türschwelle der Tür zum Garten; es war das Blut von Dr. D., der sich verletzt von der Rosenecke zurück ins Zimmer, wo das Telephon stand, geschleppt hatte, und dann - um, so wurde gemutmaßt, seiner jungen Freundin zu helfen - wieder zurückgekehrt. Ausführlich wurde zu dieser Zeit der Doppelmord mit dem Charles-Manson-Fall verglichen; nicht nur war die erstochene junge Frau hochschwanger gewesen und ihre Hände und Arme zerschnitten, man vermutete eine Figur hinter dem Mörder, die ihn lenkte - praktisch die Waffe führte. Solche Spekulationen bewahrheiteten sich aber nicht.

Der Täter war an diesem warmen Abend einfach durch das Gartentor gekommen, das Klappmesser deutlich sich abzeichnend in der Tasche der eng anliegenden Hose. Er schlenderte auf das Paar unter dem Nussbaum zu. Hallo, Doktor, sagte er, hallo, Svetlana, sagte er, denn er hatte die beiden am Abend zuvor auf der Party einer

Fernsehproduzentin kennen gelernt; und Guten Abend, Heinz, sagte Dr. D., der sich nicht so gut an den Jungen mit den goldenen Haaren erinnern konnte; was bringt dich hierher? Möchtest du was trinken? Svetlana lächelte. Aber Heiner wusste nicht genau, was ihn hierher geführt hatte; er wusste, dass er den Besitzer des Hauses ausrauben wollte; doch warum er für diesen Zweck die Adresse des Doktors im Telefonbuch nachgeschlagen und dem Bus raus, an den Stadtrand gefahren war und warum ihm das am Mittag eine gute Idee erschienen war, hätte er nicht mehr sagen können. Durch die Blätter des Nussbaums stachen noch ein paar Sonnenstrahlen. Heiner seinerseits lächelte Svetlana an und sah auf ihren runden Bauch; er sagte nichts und streichelte sein Geschlechtsorgan unter dem Hosenstoff. Also, sagte Dr. D., der alles beobachtete, also ..., sagte er und schenkte sich ratlos aus der Flasche auf dem Tischchen Whisky in sein Glas; die junge Frau setzte sich auf einen Metallstuhl, lächelnd immer noch und die Arme über den Kopf dehnend. Dr. D. vergaß mit dem Einschenken aufzuhören, Whisky floss über seine Finger. Mit hellen Augen starrte Heiner in das Laubdach über ihnen; dann warf er sich plötzlich an den Fuß des Baumes, schmiegte sich wie eine Schlange zwischen zwei Wurzeln. Er war, erkannte Dr. D., von irgendetwas high. Heiner machte schlängelnde Bewegungen und zischte zwischen den Zähnen hervor, als Dr. D. sein Glas abstellte, sich umdrehte und zwei Schritte aufs Haus zu machte. So sah er nicht, wie Heiner hochschnellte, das Messer in der Hand, und hinter ihm - seine Schritte nachäffend - hertänzelte. Svetlana stand auf und legte die Arme über den Leib. Heiner traf Dr. D. von oben in den Rücken. Der untersetzte ältere Mann dreht sich um, die Hand freundschaftlich-begütigend den Arm des Angreifers berührend, ja, er lächelte sogar und wollte etwas sagen, aber das Messer traf ihn noch mehrere Male, und er fiel zu Boden. Beinahe gleichgültig, wie in Zeitlupe, stieß Heiner das Messer dann der erstarrt da stehenden Svetlana in den Bauch und wiederholte müde die Bewegung, als sie zusammengekrümmt auf dem Rasen lag. Mit einem goldenen Herzchen, das er der Toten vom Hals gerissen hatte, und einem kleinen Blutspritzer auf dem T-Shirt spazierte Heiner aus dem Garten und auf die stille Straße hinaus.

Ergebnisse

Schließlich waren alle betrunken ins Bett gegangen, ohne dass irgendetwas geschehen war: Magda schlief mit dem Kater im Doppelbett, Ursula auf der Couch und Richard auf dem Klappbett, so wie es ausgemacht gewesen war; allein der Lebensgefährte hatte nicht genug und war noch ausgegangen.

Richard träumte: Zwischen auspackenden Bücherkisten wirbelte braunes Laub. Am Stadtrand stand sein Chef, Heinz Röber von der Buchhandlung Röber, und wandte ihm den Rücken zu: Röbers schlechte Haltung, ein krummer Rücken, hängende Schultern unterm laubbraunen Pullover; er bewegte sich nicht. Die Landschaft breitete sich en miniature aus, winzige Bäume und Bauklötzchen. Richard hielt sich an den Kisten fest, die er auspacken sollte, doch der Wind trieb ihn an; er glitt über das Gras. Im Traum machte er die Augen auf, denn er wusste, dass Ines durch den Sturm am Horizont wie eine Opernhexe erscheinen würde, mit flatternden Kleidern. Wie immer trug sie heruntergerollte Pipi-Langstrumpf-Strümpfe, spitze Schuhe und eins von Richards Hemden. Der Wind riss an ihm, und unter den Weiden am Stadtrand reckten sich mannshohe Brennesseln und griffen nach ihm. Zurück im Laden, saß Röber vornübergebeugt an der Kasse, und auf der Bücherkiste hockte im gelben Licht Magdas Kater mit einem Hexenbuckel und fauchte. Richard hatte, als er in der ersten Morgendämmerung aufwachte, schlimme Kopfschmerzen. Er holte sich aus dem Bad eine Spalt-Tablette. Das Katzenklo unter dem Waschbecken stank. Richard blickte durch die offene Tür ins Schlafzimmer, wo der Schani nun zwischen Magda und dem Kater lag und schnarchte; und er beschloss, nicht länger mehr nur Zuschauer zu sein und etwas zu unternehmen. Er klopfte an die Kinderzimmertür. Ines war wach - sie war immer wach - und antwortete mit einer Stimme, die hell wie ein seinem Traum klang. Zwei oder vielleicht vier Stunden unterhielten sich Ines und Richard. (- Es müsse geredet werden, war Vaters Überzeugung sein Leben lang, und er kämpfte deswegen gegen das Fernsehen: Die Leute, sagte Vater immer, starrten alle aufgereiht, mit offenen Müulern in die Röhre, und bald würden sie das Sprechen ganz verlernt haben.)

Richard vage: Wichtig war es natürlich, in Ines' Nähe zu sein. Trotz vernünftigen Miteinander-Redens über konkrete, so genannte realistische Dinge, die Schritte, die zu tun waren in die Zukunft, zum Beispiel von zu Hause auszuziehen und finanziell

auf eigenen Füßen zu stehen. Damals war jene Zeit angebrochen, in der es für die Jungen keine Vorhersagen, keine auf irgendeiner Karte eingezeichneten Wege mehr gab. Es herrschte bei den jungen Leuten selbst die gleiche Ratlosigkeit wie bei den Eltern und den gesellschaftlichen Institutionen. Niemand schien mehr zu wissen, wie es früher einmal funktioniert hatte. Die Eltern waren selbst noch jung und wollten sich alle Möglichkeiten offen halten. Niemand wusste, wohin mit den Jungen. Das lag nicht nur an der wirtschaftlichen Krise, die sich in den ländlichen Gegenden noch schlimmer auswirkte: Es gab praktisch keine Ausbildungsplätze und keine Arbeit. Die Jugendlichen sträubten sich auch, erwachsen zu werden, und strebten danach, für alle außer ihrer jeweiligen speziellen Clique unsichtbar zu sein. Einige Cliques hielten über ein Jahr, viele nur ein paar Monate, bevor sich die Mitglieder einer anderen Gruppe anschlossen oder einfach aus der Welt verschwanden: Unter ihnen waren die fanatischen Friedhofsgänger und Teufelsanbeter, die Punks (Haschischraucher), die Rechten und die Philosophen, die Veilchenpastillen lutschten und Tee tranken und mit Reclamheftchen in der Jeanstasche herumliefen. Natürlich hatte Richard Ines in den letzten Jahren im Auge gehabt. Er wusste von ihren "Sperenzchen", wie Magda es nannte, von den Drogen und dem Herumschlafen - er war ja älter. Selbst war Richard immer einen geraden Weg gegangen; er hatte nach dem Abitur seine Buchhändlerlehre gemacht und erfolgreich abgeschlossen; mit Leichtigkeit hatte er sich eine kleine Wohnung eingerichtet und lebte allein, ohne wie die meisten jungen Männer zu verwehrlosen,

- während Bruno für eine Ewigkeit an der Uni herumhing und sich - immer glanzvoll, immer nur für ein oder zwei Semester - mit verschiedenen Dingen beschäftigte. Immerhin konnte er von sporadischen Aufträgen als Übersetzer von Gebrauchsanweisungen leben; für die Grünen engagierte er sich noch, wenn auch mit gedämpftem Enthusiasmus. Manfred, der Ines im Alter am nächsten stand, war schon nicht mehr da: hinter ihm lagen die Verwüstungen seiner Ehe.

Wegen ihrer Magersucht hatte Ines einen Klinikaufenthalt hinter sich: die Hungerei und übertriebene körperliche Betätigung, um möglichst viele Kalorien zu verbrauchen, waren lebensgefährlich geworden. Im Krankenhaus war ihr Gewicht hundertgrammweise nach oben gebracht worden, und sie sah jetzt einmal in der Woche einen Therapeuten. Allerdings war sie immer noch dünn, und oft verbracht sie

die ganze Nacht außer Haus - wenn auch wahrscheinlich nur um von ihrer Mutter und dem Lebensgefährten weg zu sein. Richard aber beobachtete sie und machte sich Sorgen und machte Pläne.

In dieser Nacht in Magdas Münchner Wohnung wurden Keime gepflanzt für zukünftige Erscheinungen (Begebenheiten):

Erstens Richards Entschluss und Entscheidung. All die kommenden Jahre, in denen er für und mit Ines lebte, in denen er sie beschützte und immer wieder zu verstehen versuchte.

(Ein Jahr später geschah dies:

- und es sei nicht so gewesen, meinte Lorenz, als hätte sich ein solches Ereignis nicht abgezeichnet. Er war mit Bruno zu mir gekommen; sie saßen, Bier trinkend, im Wohnzimmer und behaupteten, Bier - bestimmte Sorten jedenfalls - schmecke nur aus der Dose. Sie hatten es selbst mitgebracht. Das machten sie gern zusammen: Mit einer Einkaufstüte voller Bier im Auto herumfahren, dabei Musik zu hören. So war es üblich auf dem Land in der Zeit vor dem Mobiltelefon: Viele junge Leute lebten praktisch im Auto und besuchten, Bierdose in der Hand, die Freunde, mit denen es etwas zu besprechen gab.

Trotz ihrer Misere ja, sagte Lorenz, sei Ines von der Fleischmann'schen Geltungssucht nicht frei, wie alle wüssten - von der Fleischmann'schen Überzeugung, fügte Bruno, sie wieder ereifernd, hinzu, nur nach eigenem Gesetz zu leben -, weshalb ein Paukenschlag zu erwarten gewesen sei. Er, Lorenz, jedenfalls, der Richard und Ines oft besucht habe, habe etwas Ähnliches erwartet, eine Warnung, sagte Lorenz, oder, fuhr er in seiner Rede hilflos schwankend fort, ein Entschluss. Solche unzusammenhängende Denkweise und Wortwahl waren sonst nicht seine Art.

Von ihrer Wohnung im zehnten Stock sahen sie vom Balkon hinunter auf die Gärten und Felder am Stadtrand. Sie schleifen auf einer Matratze unter den hellen Fenstern. Es gab ein winziges Bad mit einer nur zum Sitzen geeigneten Wanne und im Zimmer eine Küchennische. Ines hatte von ihrer Großmutter herstammende dunkelrote Samtvorhänge angebracht; Richard sammelte Lampen: Bunte Stehlampen und solche, die an der Wand befestigt werden mussten. Sie stritten viel zu der Zeit. Sie wehrte sich gegen Richards Fürsorglichkeit, ohne die sie ja eigentlich immer dem Tod

entgegenging, und verteidigt, so oft sie bei Kräften war, wie eine spanische Fürstin ihre Freiheit und ihr Recht auf "gefühlsmäßige" Entscheidungen. Die pompöse und oft unkluge Unabhängigkeit Meta Fleischmanns kam da durch und die Lust aufs Dramatische - wenn sie mit Richard war - und Quälerische - wenn sie allein war. Immer wieder versuchte Richard die emotionalen Ausbrüche mit Hilfe von Vernunft und Ruhe einzuhegen und aufzuklären, wobei er, Richard, doch wisse, erklärte Lorenz in überzeugtem Ton, dass seine Arbeit, Ines ihrer Selbstbezogenheit und ihrem Selbsthass zu entreißen, eine Sisyphusarbeit sei - aber notwendig ja doch, auch darüber, sagte Lorenz, habe er mit Richard im vergangenen Jahr oft gesprochen. Lorenz lehnte am Türrahmen, Bruno stand in der Küche, zerdrückte leere Bierdosen mit Hand und warf sie in den Mülleimer.

An der Oberfläche ging es beim Streiten fast immer um Ines' Familie, die Ines verteidigte, statt sich, wie Richard forderte, gegen sie zu schützen, sie, wie er es nannte, mit Hilfe von Analyse zu neutralisieren. Auch an jenem Abend hatten sie gestritten; vielmehr hatte jedenfalls Richard weniger gestritten - er konnte nicht gut streiten - als erstaunt zugehört, als Ines im Bademantel - noch immer extrem schlank, aber kräftiger - loslegte und gestikulierend und dann weinend eine Tirade vom Stapel ließ, die von Richards Respektlosigkeit ihr gegenüber handelte, und obwohl er es doch schon oft erlebt hatte, fiel Richard aus allen Wolken und saß da mit offenem Mund. Sein Kopf war leer, und es fiel ihm keine Erwiderung auf die einzelnen Anklagepunkte, die Ines vorbrachte, ein. Diesmal aber wollte er sich nicht wie sonst "zum Narren machen" und "auf der Nase herumtanzen lassen", interpretierte Lorenz, und nahm sein Buch, Canettis "Blendung" wieder auf. Er sah nicht hoch, als sie

- bewies, dass er sich damals, als ihre Mutter im Tessin war, nicht um den Kater gekümmert hatte, sodass dieser fast verhungert wäre
- ihm vorhielt, er interessiere sich mehr für seine Bücher als für sie und dass er ihre Familie "grauenhafte materialistische Spießler" genannt habe, sich aber nicht die Mühe mache, sie näher kennen zu lernen
- ihm vorrechnete, dass, was immer sie mache, nichts ihm genüge.

Richard lag auf der Matratze und las und hörte die Badezimmertür ins Schloss fallen. Eine Weile später fiel ihm auf, dass es still war, nur ein Knistern kam aus dem Bad, Richard stand auf, ging vorsichtig zur Tür und drückte leise die Klinke nieder. Die Tür

war nicht verschlossen. Im Bad kniete Ines auf der Matte und steckte beide Arme in die Wanne. Richard sah von ihr zum Fensterchen, durch das ein Chimpansegesicht glotzte. Blut beschmierte die Scheibe, rollende Tropfen auch auf den beigen Fliesen, in den Zierblüten an der Wand; auch bis zur Decke war Blut gespritzt. Ines sah ihn mit dunklen runden Augen an, ihr Oberkörper war nackt; der Gürtel hielt den rot getränkten Bademantel um ihre Taille fest. Richard wusste gleich Bescheid. Er rief die Nummer der Feuerwehr an, dann zog er Ines ins Zimmer und wickelte Handtücher um ihre Arme. Es war, wie sich herausstellte, als die Rettungsanitäter zwei Minuten später in die Wohnung kamen, nicht so schlimm. Ines hatte sich mit der Klinge ihres Schweizer Armeemessers an beiden Unterarmen einen Schnitt zugefügt und die Arme ins warme Wasser gesteckt. Die Schnitte seien aber nicht tief genug und sie habe höchstens eine Minute so am Boden gekniet, erläuterte der Sanitäter, der die Wunden verband, sodass der Blutverlust nicht so hoch sei. Alles in allem Glück gehabt, meinte der Mann, als Ines mit dick verbundenen Handgelenken im Bett lag, und Richard unterschrieb und erklärte ihre therapeutische Situation. Als die Männer fort waren, ging Richard ins Bad, um die Bescherung, sagte Lorenz, wegzuputzen. Im Wasser in der Wanne seien Kreise und Blätter gewesen, rot wie wie Nelken, habe Richard gestottert.)

Zweitens erwachte in Ursula in dieser Nacht Trotz und eine Lebendigkeit, mit der es bei ihr seit dem Fleischmannkonkurs und Kurts Erkrankung Essig gewesen war. Vielleicht schon war der Beschluss, das Bruce-Springsteen-Konzert zu besuchen, Zeichen einer neuen Lebenszugewandtheit, und die Geschichte in Magdas Münchner Wohnung spielte eine untergeordnete Rolle. (Ausgerechnet der Schani, höhnte Mutter später, als ihr die Vermutung vorgebracht wurde.) Auch wenn sie natürlich Richard mitnehmen musste, wie sie immer und überallhin seit der Szene unter dem heiligen Nepomuk beim schwarzen Haselnussstrauch jemanden mitnahm - vielleicht war sie schon auf dem Weg der Besserung.

Richard ließ die Beine über die Seitenlehne des Sessels baumeln. Auf dem linken Knie balancierte er den Aschenbecher, der die Form eines Drachens hatte (Ursula hatte ihn mir geschenkt). Er berichtete: Schwager Kurts so genannte Krankheit, über die in der Familie gern diskutiert wurde, seien, wie sich herausgestellt habe, eigentlich mehrere

Krankheiten, ein ganzes Bündel von Gebrechen. Seine Kreislaufschwierigkeiten und Schwäche waren Symptome eines fortgeschrittenen und von Dr. Petschau nicht erkannten Diabetes; wahrscheinlich, meinte Richard, handele es sich bei seinen Sehstörungen und Schwindelanfällen um eine die Augen beeinträchtigende Gesichtslähmung infolge des Diabetes. Das kaputte Knie war einfach kaputt aufgrund von Abnutzung und nichts Rheumatisches wie bislang angenommen. Hinzu kamen eine Niereninsuffizienz, was auch mit dem Diabetes zusammenhing, und die Anfänge einer Fettleber, was, wie ja allgemein bekannt, kommentierte Richard, vom Saufen im Rahmen und in der Folge des Fleischmannkonkurses herrührte; auch Kurts Bruder Bernhard war an Leberzirrhose gestorben. Jedenfalls lag der Schwager, jetzt immerhin vollständig diagnostiziert, auf der Couch. Er lag vor dem wispernden Fernsehgerät, und die Kinder hatten sich daran gewöhnt, den Abend bei Schulkameraden zu verbringen, um fernzusehen. Nach den Aufregungen der Konkurszeit war Stille eingetreten; nach dem Geschrei die Tatsachen: dass es nichts mehr zu verhandeln und nichts mehr zu retten gab, sondern dass man dastand mit einem Berg Schulden. Die relative Ruhe entweder oder die endliche Gewissheit ließ Ursula den Blick vom Boden heben. Allmählich fühlte sie sich stark genug, sogar der Dämmerung (dem Alleinsein) ins Auge zu schauen - dagegen waren die Sorgen um die Kinder und die Zukunft wenig, fand sie (und Richard verstand das auch sehr gut).

Mutter merkte, obwohl sie zu der Zeit sehr schroff war, Veränderungen auch an ihren erwachsenen Kindern; sie war zufrieden, als Ursula ihren Egoismus - als solchen verstand Mutter, Anhängerin eines Reiß-dich-zusammen-Denkens, Ursulas Ängstlichkeit und unselbstständiges Wesen - ein wenig in die Schranken zu weisen und die Dinge "anzupacken" (Mutter) schien; zufrieden, dass Richard anfang, fest mit Ines zu gehen. Sie mochte Ines und wollte sie beschützt sehen - vor allem wahrscheinlich vor der eigenen Mutter, denn Mutter hielt Magda für verhängnisvoll. Ihre Vermutung (für Mutter: Gewissheit), dass Ines von Magda nicht gewollt war, stimmte vermutlich sogar: Mit Anfang dreißig hatte Magda versucht, ihre zweite Ehe zu kitten und war schwanger geworden, interpretierte Mutter; der Versuch war fehl geschlagen.

Aufgrund dieser Vergangenheiten und ihrer grundsätzlichen Abneigung gegen die älteren Fleischmanns (vor allem Meta) und auch weil Ines leidend und blass - Babette:

laut und lustig! - war, unterstützte Mutter Richard bei seinem Vorhaben, Ines herauszureißen, wobei sie eine für sie ungewöhnliche Geduld an den Tag legte. Babette hingegen, die, nachdem Manfred weggegangen war, mit dem Baby Mutter zuweilen besuchte, hatte, davon war Mutter überzeugt, Manfred auf dem Gewissen, wobei sie vergaß, dass Manfreds schusseliger Ehrgeiz ihn auch vor seiner Heirat immer wieder in die Bredouille gebracht hatte. Am meisten aber ärgerte sich Mutter über Bruno und seine Besserwisserei, seine moralische Überlegenheit.

Dr. Petschhaus Beerdigung

Als Dr. Petschhaus beerdigt wurde, trugen Richard und Bruno zum ersten Mal seit Manfreds Hochzeit wieder dunkle Anzüge, auch wenn Richards alter, dicker, von Ursula gestrickter braun-grüner Pullover unter dem Jackett schäbig wirkte. Um Mutters Gefühle zu schonen, wahrten die beiden die Form. Alle aus dem Dorf und von weither aus der Gegend kamen zum Begräbnis, obwohl die meisten den Doktor verabscheut hatten: in seiner Eigenschaft erstens als Aussiedlerkind und zweitens als Hochnäsiger und drittens wenn auch nicht als Morphiumsüchtiger an sich, aber als Morphiumsüchtiger, der es sich gut gehen ließ. Durch die Einhaltung von Regeln schonten sich die Landbewohner. Die Alternative war, zu gehen; viele gingen: Uli Fleischmann war gegangen, als Heiner Turwanesch wegen des Mordes an dem Arzt verurteilt worden war; Heiner selbst war zwar gegangen, aber soweit es ihm möglich war, auch geblieben - sein Schatten dort, er hier; Uli war Heiners Freund von weitem gewesen, so wie Vater von weitem Heiners Taufpate gewesen war; natürlich lebte Manfred in Frankreich, und es gab Lorenz, der geblieben war, für sich aber Freiheit gewonnen hatte.

Den nach dem Begräbnis im Wirtshaus Versammelten entlockte Bruno Doktor Petschhaus Geheimnis, das nur so genannt wurde, denn von den Alten wussten alle Bescheid, pressten aber, wie Mutter, die Lippen aufeinander, sagten "erstens" vielleicht und "zweitens", wenn ein Junger oder selbst ein Gegenüber, das auf eben die gleiche Weise Bescheid wusste, den Mund aufmachte und davon anfangen wollte.

Die Ursache für Hansse Petschhaus Morphiumsucht und auch der Grund, warum er nicht alt wurde, lag im Ehrgeiz seiner Mutter, aus dem schwachen Sohn einen starken, aus dem träumenden Kind einen gesellschaftlich angesehenen und wohlhabenden Menschen zu machen und einen Arzt - ein Beruf, für den Hansse durch und durch ungeeignet war. Bereits unterwegs hatte dieser Ehrgeiz Lina Petschhaus fest im Griff und bestimmte ihr Handeln. Sie opferte, darüber waren sich alle einig, auf der Flucht ihren Mann - schmiss ihn weg wie einen alten Schuh, sagte Doris, die Wirtin, anklagend, was war das eigentlich für einer? - und ließ sich, wie viele allmählich erkennend, dass der Krieg verloren ging - mit zwei Männern gleichzeitig ein. Eine veritable Dreiecksgeschichte, ein Flotter Dreier, wie so etwas genannt wurde. Der eine war ein sächsischer Nazi-Bonze, der andere auch Vertriebener, tags der eine, der andere

nachts - während der Ehemann immer noch dabeisaß und immer dünner und kleiner wurde, durchsichtiger, wie ein Gespenst dann und fortging. Aber Lina blieb stattlich und fuhr auf dem Lastwagen: jonglierend überlebend im bunten Chaos von Federbett und Stiefeln, Regen und Nicht-weiter-Kommen zwischen schlammigen Dörfern und kaputten Städten. Der Nazi-Bonze starb im Volkssturm. Bis zum Ende war er von der Idee der Rassereinheit durchdrungen und fürchtete sich vor Verschmutzung und Vermischung mit den wuselnden Völkern, die zu besiegen Deutschland, wie ihm kurz vorm Sterben klar wurde, nicht gelungen war. Er starb in dem Glauben, mit Lina Petschau einen Sohn gezeugt zu haben, der den Kampf wiederaufnehmen und fortführen würde - so hatten sie es ausgemacht. Lina jedoch hatte ihn angelogen: Sie war keineswegs schwanger; sie wusste, wie man eine Schwangerschaft verhinderte, und sie hatte von dem Schwächling bereits einen Sohn, den sie als Einziges liebte. Ihre zweiter Liebhaber wurde nach dem Krieg einflussreicher CSU-Politiker in München, und Lina sah ihn, als er in einen weit verzweigten Korruptionsskandal verwickelt war, im Fernsehen, was sie, während sie in der Fabrik und als Köchin rackerte, mit seltsamer Befriedigung erfüllte.

Dass niemand, meinte Mutter, Doktor Petschau habe ausstehen können, weil er ein Frauenschinder gewesen war und sich weiß Gott worauf etwas einbildete, sei, sagte Mutter, auf Umstände zurückzuführen, für die er nichts könne; Entscheidungen, die nicht er selbst getroffen habe; Ereignisse, die ihn, der darin gar keinen eigenen Willen haben konnte, eingekreist und mitgerissen hätten. Damit wich sie in einem weiteren Fall von ihrer sonst unumstößlichen Position ab, dass nämlich jeder für sich selbst verantwortlich sei und sich am eigenen Schopf aus den Sümpfen zu ziehen habe, und geriet darüber wieder mit Bruno in Streit, der sich über diese Inkonsequenz aufregte. - Nicht seiner Tante Magda und ihrer nymphomanischen Verführungskünste wegen also war Uli auf und davon gegangen, sondern wegen der Sache mit Heiner - Im Gefängnis träumte Heiner Turwanesch nicht vom Weggehen, er träumte von Wohnungen. Er träumte vom Haus seiner Großmutter, in dessen Mitte ein Baum wuchs mit dicken Ästen, die das Zimmer und die Küche festhielten, die Blätter raschelten dürr im Wind. Dann durchsuchte er, um der Nähe der Großmutter zu entkommen, Häuser in der Stadt. Zuerst das Schloss mit seinen vielen verschachtelten Räumen, dem offen in den Himmel reichenden Dachboden. Niemand lebte mehr da.

Er stieg Treppenhäuser hoch, wie die Luft von Betonstaub erfüllt war. Das Gefühl der Dringlichkeit trieb ihn an - er zuckte, schlafend auf dem Bett in der Zelle, mit den Beinen -, doch er hatte keine Angst. Immer wider öffnete er Türen zum Badezimmer, das leer war; alle Armaturen waren herausgerissen, nur knapp über dem Fußboden ragte ein altmodischer Wasserhahn aus der Wand, Mörtelbrocken waren in eine Ecke gefegt. Im Zimmer war gleich vor dem Doppelbett immer ein breiter Spalt im Boden, was aber niemanden zu stören schien. Alle, auch sein Freund, der Schriftsteller, machten einen Bogen um den Abgrund, als sei er eine Selbstverständlichkeit. Dort hinein, würfen die Leute, sagte Dr. D., alle Mieter, den Müll, und Heiner sah das Haus von draußen wie den Turm zu Babel, den er von einem Gemälde im Schloss her kannte. Er hatte keine Angst; im Traum stand er kurz vor einer Lösung. Magda hatte Uli in Zeiten, in denen sie ohne Lebensgefährten war, gern bei sich übernachten lassen, als Ines noch ein Baby war und Uli elf- oder zwölfjährig sie vor dem Haus auf dem Bürgersteig umhertrug: damit sie zu weinen aufhörte. Auch später verbrachte Uli die Schulferien oft in München. An der Sache mit der Verführung und dem In-einer-Gewitternacht-zu-dem-Jungen-ins-Bett-schlüpfen war nichts dran, ein Gerücht, eine böse Story, von der zum Zeitpunkt von Dr. Petschus Beerdigung niemand mehr wusste, wie sie in die Welt gekommen war - Mutter glaubte daran, weil sie an das Abgründige in Menschen glauben wollte, so, wie sie von ihren Schwägerinnen, von denen die eine oder die andere schweigend und zufrieden in Mutters Küche saß, von Mutter insgeheim ja auch bedauert, das Schlimmste erwartete, denn sie hatte vor vierzig oder fünfzig Jahren in den Schwägerinnen-Seelenabgrund geblickt.

Im Krankenhaus in Rio de Janeiro hörte Uli Fleischmann seinem Bettnachbarn zum wiederholten Male - es kamen immer neue Verwandte und Freunde - in schnellem Portugiesisch seine Geschichte erzählen: wie die Banditen ihm aufgelauert hatten und der eine der beiden eine dieser neumodischen Waffen gezogen und auf ihn gerichtet hatte; eine von diesen Pistolen, die aussahen wie "Fingerlampen" - vielleicht meinte er "Stablampen", dachte Uli, der die Sprache beherrschte, manchmal aber ins Stolpern kam. Der Bettnachbar war trotz der Schussverletzung voller Energie und redete, wann immer sich eine Gelegenheit bot, schnell und laut; er setzte dabei auch den verletzten

Arm ein; die Kugel hatte ihn in der rechten Schulter getroffen, und zwar in einem seltenen Winkel, wie er immer wieder erzählte, und war nahe der Halswirbelsäule stecken geblieben. Uli hatte hohes Fieber, seine Haut fühlte sich am ganzen Körper taub an. Die ersten beiden Tage im Krankenhaus hatte er mit Krämpfen und fürchterlichem Durchfall auf dem Klo verbracht. Obwohl er in einem "privilegierten" Teil des Krankenhauses lag, standen Betten im Flur, und der Andrang auf den Toiletten war so groß, dass die Tür selten geschlossen blieb. Es war sauber; dafür sorgten die beiden indianischen Putzfrauen, die immer zusammen auftraten und viel lachten. Sie waren es auch, die ihn säuberten und hochhoben, ihm die weißen Leinenhosen hochzogen und ihn zurück ins Bett brachten: die Schwestern schienen sich dafür nicht zuständig zu fühlen. Jetzt, am dritten oder vierten Tag, war Uli zu schwach, um aufzustehen; die Krämpfe aber hatten nachgelassen. Er hoffte, das Fieber bald überwunden zu haben, doch wenn er die Augen aufschlug, drehten sich die Wände, und er schwitzte kalt. Im Fieberschlaf fragte Uli sich, ob es etwas zu bedeuten hatte, dass er mit zwei Schusswunden in einem Zimmer lag, ob es eine Warnung oder Derartiges war.

Im halb bewussten Zustand erlebte Uli noch einmal den letzten Abend, bevor ihn die Krankheit überfallen hatte, sah noch einmal die Gesichter - im schwachen Licht der Lampen abends auf dem Parkplatz vor dem Supermarkt. Der Parkplatz war leer, nur an seinen Rändern - flache Lagergebäude begrenzten den Platz auf den einen Seite, auf der andere ging er in eine von Gestrüpp überwucherte Brach über - rumorte es unter den Pappkartons und Plastikplanen, in den mobilen Behausungen von Obdachlosen, die die Supermarktbosse regelmäßig vertreiben ließen, die aber wieder kamen. Bei der letzten Aktion waren zwei Menschen von der Polizei erschlagen worden; auf dem Brachland waren schon öfter Leichen gefunden worden.

Sie waren zu zweit gekommen; der Stiernackige, Rotgesichtige saß vorn neben dem Fahrer der Mercedes-Limousine, der andere, ein schmaler, sehr gepflegter älterer Mann saß hinten. Uli wusste, dass irgendwo ein bewaffneter Bodyguard draußen aufpasste, denn es war gefährlich, mit einem teuren Auto in dieses Viertel zu kommen: ein Risiko, denn viele der Kids hatten keine Achtung und keine Angst; er stieg ein und setzte sich neben den Mann auf den Rücksitz. Die Männer grüßten,

nannten aber ihre Namen nicht. Uli hatte die Aktentasche mit dem Geld bei sich; er würde sie gegen ein Papier eintauschen, das seinen Auftraggebern, einem Konsortium von Firmen, eine gewisse Sicherheit bieten sollte. Zu besprechen gab es nichts mehr. Sie unterhielten sich jetzt auf Englisch über das Wohnungsbauprojekt und seine Bedeutung für die Provinz, über die amerikanische Konkurrenz und darüber, dass, wie Uli bereits wusste, das Geld - sagte der Alte, für ihn selbst, der sein ganzes Leben gegen die im Land herrschende Korruption gekämpft habe, ja nicht bestimmt sei, sondern den Menschen zugute kommen werde. Der Mann auf dem Beifahrersitz lachte plötzlich und zeigte auf die improvisierten Behausungen am Rande des Parkplatzes. Er sagte auf Portugiesisch und wiederholte es auf Englisch: Es muss genügend Häuser geben und Wohnungen für alle, wenigstens Höhlen. Solange ein Mensch eine Höhle hat, ergibt alles Weitere sich von allein. Der Fahrer sah starr geradeaus. Über sich selbst den Kopf schüttelnd, lachte der Stiernackige wieder und holte dann aus dem Handschuhfach eine Flasche Bourbon und drei ineinander gesteckte Becher.

Mit schmerzhafter Konzentration im trüben Fiebernebel überprüfte Uli jedes einzelne Bild der Übergabe und kam zu dem Schluss, dass keine Gefahr drohte und er im Krankenhaus sicher war. Durch die Wand am Kopfende des Bett, wo draußen ein Gerüst hochgezogen wurde, drang das Klirren und Kreischen und das Rufen der Arbeiter. Beruhigter drehte er sich zur Seite und schlief; er träumte von Regenschürmen und Pilzgeruch, von den schweren Männern, die im Herbst in Gummistiefeln und wattierten Steppjacken durch den Wald stapften, einer neben dem anderen, eine Kette bildend, schweigend, nur einmal sagte einer: Wir kriegen das Schwein. Wie Blei fielen die Tropfen ins voll gesogene Moos; irgendwo heulten Baumsägen, ein immer lauter werdender Ton, der bald das ganze Traumbild ausfüllte; die Männer suchten mit zum Boden gesenktem Blick.

Am Ende war es natürlich das Herz. Vater starb mit einundsechzig Jahren an einem Herzinfarkt. Wahrscheinlich hätte die ärztliche Kunst nichts dagegen mehr tun können, auch wenn Doktor Petschau die Anzeichen erkannt hätte.

Mutter war, Gott sei Dank, nicht von hier

Vor Vater noch, der 1950 aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, kam Mutter ins Dorf, um dort auf ihn zu warten, wie sie schon die ganzen Jahre auf ihn gewartet hatte. So war es ausgemacht und im Briefverkehr mit den Schwiegereltern festgelegt worden: dass sei die sowjetische Besatzungszone rasch verlasse - auf einem möglichen Wege - und bei seiner Familie auf ihn warte, bis er aus dem Bergwerk im Ural nach Hause käme, in gesteppter und wattierter Jacke ins Häuschen träte. Mutter war siebenundzwanzig Jahre alt. Der Mann, dessen Namen sie nicht kannte, hatte sie und ein junges Ehepaar, über die grüne Grenze gebracht; ein Achtstundenmarsch durch den Wald, schweigend und leise und mit nur einer Rast. Dem Mann waren die geschützten Pfade vertraut; es war die Zeit, als viele noch letzte Möglichkeiten nutzten, in den Westen zu gelangen.

Der Bahnhof stand mitten in den Feldern. Der junge Mann, der mit Mutter ausgestiegen war, hatte auf der Stirn ein rotes Horn. Er spuckte, mit sich selbst redend, auf den Boden und zog aus dem Kraut, das aus einem Ziegelhaufen wucherte, ein altes Damenfahrrad hervor. Weiter sich mit sich beratend - offensichtlich beantwortete er Fragen, die er an sich selbst stellte -, bog der Mann in eine Sandweg ein. Mutter hatte ihr Holzköffchen abgesetzt; sie sah sich um. Die Straße tauchte in eine dichte Allee ein: dort musste es sie zum Dorf führen. Drei oder fünf Kilometer waren es vom Bahnhof zum Dorf. Autos gab es keine. Es roch nach Schottersteinen und Staub in der Mittagsschwüle, dünne Wolken standen reglos vor der Sonne. Über die Blüten der Kartoffeläcker zogen Kohlweißlinge und Zitronenfalter, aus dem Straßengraben stiegen Stechmückenschwärme hoch. Mutter band ihr Kopftuch fester ums Gesicht und marschierte los. Sie konnte weit über die Ebene blicken und erkannte das Dorf, das in der Mulde lag: Die gelben Mauern des Schlösschens, von denen Vater ihr erzählt hatte, rings die Ställe. Vielleicht sah sie in der Ferne, in der Zukunft, den Brand, der 1961 auf dem Gutshof ausbrach, hörte das Schreien der ausbrechenden Rinder und Pferde, die Rufe der Männer, Scherenschnitte vor dem

orangeroten Schein der Flammen, die die Tiere wegtrieben und zu löschen versuchten, wo doch der Wind die Flammen aufjagte, dass sie so hoch wie der Kirchturm loderten und die Kastanien anfielen. Der Brand war ein Ereignis, das die Zeit zerriss, wie es nicht viele gab an diesem ruhigen, schläfrigen Ort; die unvermittelte Angst um das Häuschen, das Gott sei Dank aber hinter dem so genannten Graben lag - die Kinder aus dem Schlaf geschreckt und eingehüllt in Mäntelchen, wartend - schnürte die Kehle zu, während gleichzeitig angesichts des "großartigen Schauspiels" (so Vater immer) die Seele zitterte und die Zuschauer beinahe laut jubelten. In den Jahren danach brach Mutter, wenn sie von dem Feuer erzählte, tatsächlich immer in Lachen aus und machte mit den Händen Bewegungen des Staunens.

Jetzt aber standen die Brennesseln an den Hausecken mannshoch und kerzengerade, kein Wind bewegte das Laub. Mutter ging die ungeteerte Dorfstraße entlang. Sie hörte das Aufstampfen der Kühe hinter weißen Stallmauern und das Rasseln von Ketten. Sie kannte den Weg, so, als sei sie ihn schon oft gegangen, als lebte sie hier seit vielen Jahren im bitteren Geruch der Kapuzinerkresse. Am Graben aber roch es nach nassem Kies. Sie machte die paar Schritte über den Steg und stand am Gartentürchen, wobei von Garten eigentlich nicht die Rede sein konnte, denn nur ein halber Meter breiter Streifen Erde trennte die Hausmauer vom niederen Holzzaun, den man leicht übersteigen konnte. Im Sommerlicht sah die Hütte fein und glänzend aus, die Fensterchen glitzerten.

Aber niemand war da. Die Haustür war verschlossen. Mutter stellte ihren Koffer ab und ging mit zögerlichen Bewegungen um das Häuschen herum. Sie hätte, wenn sie es gewollt hätte, mit der Hand aufs Dach klopfen können; auf der sonnigen Seite zog sich ein schmales Blumenbeet mit blauen und weißen Glocken entlang. Die hintere Schmalseite grenzte ans Wasser, so ging Mutter zurück und setzte sich, den Koffer neben sich, auf die Schwelle. Sie wusste, dass ihre zukünftigen Schwiegereltern sie erwarteten. Sie wusste, dass "der Mann", als sie in der Stadt angekommen waren, ein Telegramm geschickt hatte. Mutter überlegte, was vorgefallen sein mochte, und kaum hatte sie zu überlegen begonnen, hatte sie den Verdacht, dann die Gewissheit: dahinter steckten die Schwägerinnen, die ihr feindlich gesinnt waren - eine oder mehrere oder alle zusammen: Sophie, Betti, Marie und Anna.

Das sah Mutter: Im großen Ziegelhaus am Dorfeingang, wo die Straße zum Städtchen führte, saßen um den Kaffeetisch im Wohnzimmer Tante Betti, die Kriegswitwe, Tante Sophie und Onkel Michel, Tante Marie und Onkel Franz, Onkel Georg, der Mann von Tante Anna, und daneben Schwiegervater und Schwiegermutter; Tante Anna aber, denn sie wohnte im Ziegelhaus, stand mit der Kaffeekanne in der Tür zur Küche. Neben den geblühten Tassen standen Likörgläschen auf dem Tisch; Marmorkuchen duftete. Betti, im Trauerschwarz und mit eingefallenem Gesicht, gluckste, als Mutter eintrat; Sophie rief: Ach Gottchen und legte auf nicht glaubwürdige Weise, denn sie unterdrückte dabei ein Kichern, die Hand auf Herz. Michel, der noch seine beiden Beine hatte, lachte, denn wusste nicht, worum es ging. Während Marie, mit nussbraunen Augen, braunem, gescheiteltem, im Nacken geknotetem Haar, die naiv war und von ihren Schwestern gegängelt wurde, zwar Bescheid wusste, sozusagen aber den Witz nicht verstand. Sie aß von ihrem Kuchen. Mutter blickte von einem zum andern. Maries Mann Franz, ein Dreißigjähriger mit breitem Gesicht, musterte Mutter mit wasserblauem Blick. Schon gleich hasste er den Eindringling, die Fremde, die von daher kam, wo die Grenzen seines Gesichtskreises sich im Nebel verloren, in der vagen Erinnerung an Städte, wo die Menschen Kauderwelsch sprachen. Franz hatte den Frankreichfeldzug mitgemacht und war in Paris, später in Norwegen gewesen. Er gehörte zu denen im Dorf, die alles außerhalb verachteten und im Reden den Brauch und das Hergebrachte priesen, im Grunde aber nicht einmal davon was hielten, sondern danach strebten, das Leben jenseits ihrer schmalen Genügsamkeit niederzuschlagen und zu vernichten. Im Laufe der Jahre wurde Franz immer brutaler und gleichgültiger - ein Fluch im Leben seiner Frau und seiner Söhne. Neben ihm wirkte Georg wie ein Kind, schmal und schwitzend; dabei ging er bereits auf die vierzig zu; er war Vaters Alter. Als Einziger lächelte er Mutter zu, ein nervöses Gespenst; es war schwer vorstellbar, dass er mit der robusten und, wie sie es nannte, lebensfrohen Anna verheiratet war, die, hieß es, ihrer Mutter als junger Frau nachschlug. Anna stand auf Zehenspitzen wippend, im selbst genähten gestärkten dunkelblauen Kleid da und hätte vor Entzücken gern die Hände zusammengeschlagen, wenn sie nicht noch immer die Kanne gehalten hätte; im Triumph - denn sie war es gewesen, die tags zuvor auf dem Postamt das Telegramm abgefangen und es daheim vernichtet, im Küchenofen verbrannt hatte, flog sie

beinahe hoch und sah mit zurückgeworfenem Kopf über Mutter hinweg, die sich zu ihrem Schwiegervater hinunterbeugte. Mit viel größerer Wahrhaftigkeit und Treuherzigkeit ahmte die Schwiegermutter jetzt Betti nach und schlug sich mit der Hand gegen die Brust: Ach, Herrgott, und die beiden Alten sahen Mutter erschrocken und schuldbewusst an. Durch ihre herzlosen Ränke hatten Anna, Betti und Sophie zu verhindern gewusst, dass die Schwiegereltern zu Hause waren bei Mutters Ankunft - sodass niemand auf Mutter wartete und sie willkommen hieß, so wie Vater mit uns Jüngeren die Haustür schmückte, als Ursula aus dem Internat nach Hause kam, mit Blumengirlanden und einem Schild: Willkommen daheim.